

FRODOAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Das Foyer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin. Von Theodor Raeder. Zeichnung von Karl Reichlin jun. — Ebba, die Küsterstochter. Erzählung von Marie Sophie Schwarz. (Fortsetzung.) — Wiener Theaterpublicum bei „Mütter und sein Kind“. Von August Silberstein. Zeichnung von Klic. — Münchener Brief. Von Karl Stieler. — Der Schmuck der frühesten Bewohner Deutschlands, insbesondere der Rheinlande. Von U. von Coghansen. (Schluß, mit Abbildungen.) — Am Ramin. Von Rosa von Wihera. — Auflösungen der Schach-Aufgabe, des Rebus und Logogryphs Seite 66. — Buchstaben-Räthsel. — Notiz.



Das Foyer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin.
Zeichnung von Karl Reichlin jun.

Das Foyer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin.

Die dramatische Kunst war einst ein armes Kind der Landstraße. Im Sonnenschein, durch Sturm und Wetter zog das kleine Häuflein der Mimen dahin, wo sie ihr Glück zu machen hofften, von Flecken zu Flecken, von Stadt zu Stadt; der Hanswurst war ihr Herold, ihr Lohvogel, ihr Stern, seine Späße und Possen ihr Brod — so war es bei uns in Deutschland, so war es allüberall von den Pyrenäen an bis hinauf zum Strande des Noon, von der Seine bis zur Spree. Armelig schien diese Kunst, ihre Träger waren verachtet, aber das Volk und alle Stände vom Niedrigsten an bis zum Fürsten fanden in ihr einen unerlöschlichen Quell des Vergnügens und Entzückens. Bevor Molière an den Hof zu Versailles kam und in die „Dienste“ Ludwig's XIV. treten durfte, hatte er die Provinzen durchwandert, dichtend, spielend, främend — und kärglich sein Leben fristend. War es mit Shakespeare anders? Und viel hätte nicht gefehlt, so wäre Lessing nicht Dramaturg der Hamburger Bühne, sondern ein Zampresario, das Haupt einer Komödiantenbande geworden, der Dichter der Minna wäre vielleicht nicht als Bibliothekar von Wolfenbüttel gestorben, sondern auf dem Felde schauspielerischer Ehren, das damals gesellschaftlich den „Bagabunden“ überlassen war.

Wie anders heute! Allenthalben hat man der Kunst, die ehemals auf Karren einherfuhr, feste Hütten gebaut; aus den Bretterbuden, durch welche der Wind pfliff und Regen peitschte, sind stolze Paläste geworden. Gewisse Bühnen sind — in architektonischer Hinsicht — Zierden der modernen Baukunst geworden. Es ist Alles gewachsen und emporgeblüht. Eine Zeit gab es, wo einem Aussprache des Cervantes zufolge, der gesammte Apparat eines Schauspielers in einem Sack enthalten war: etwas Klitterstaat, einige Bärte und diverse Perrücken. Die Garderoben der heutigen Bühnen sind dagegen Museen, historische Sammlungen, welche in besonderen Gebäuden untergebracht werden müssen. Aus den nothdürftigen Kleidern mit Gold- oder Silberpapier-Besatz sind Prachtcostüme von echtem Sammet und echter Seide, aus den Pappharnischen und Holzschwertern funkelnde und strahlende Ritterrüstungen geworden, die das Auge entzücken und den Zuschauer von vornherein in historische Zeiten zurückversetzen. Welch ein Abstand zwischen den geringen decorativen Mitteln, mit denen Shakespeare die größten Herz- und seelenenthüllenden Dichtungen vorzuführen gezwungen war, und der heutigen Bühnentechnik, jener *mise-en-scène*, welche auf den weltbedeutenden Brettern uns auch wirklich die Welt mit allen ihren Reizen, die Natur in ihrer Hoheit und Erhabenheit ebenso wie das lieblichste Boudoir mit allem modernen Comfort und der ausgeputztesten Eleganz hervorzuzaubern versteht!

Ein besonderes Interesse müßte es gewähren, diese Stufen des Fortschritts mit specieller Beziehung auf diejenige Stadt zu beobachten, welche, nachdem sie schon längst die Metropole Deutschlands geworden war, seit den Tagen des letzten großen Krieges zur definitiven Hauptstadt des neuen Reichs emporgestiegen. Gewinnt doch seitdem Alles, was in ihr vorgeht und einst vorgegangen ist, Alles, was daselbst war und noch im Werden ist, das Größte wie das Kleinste und scheinbar Gleichgiltigste an Bedeutung. Welchen tonangebenden Einfluß für das gesammte Deutschland aber jetzt gerade das theatrale Berlin, der dramatische Markt der Kaiserstadt besitzt, braucht dies noch besonders hervorgehoben zu werden? Dort ist das große Baisin, das alle deutschen Bühnen speist. Die ehrbare Bürgererschaft Berlins kannte einst auch keine anderen dramatischen Ergänzungen, als diejenigen, welche ihnen wandernde Gaukler vorführten, derbe Witze der lustigen buntschedigen Person, grobe Possen und schreckliche Trauerspiele. Mit der Zeit aber änderte sich dies vollständig; die deutsche dramatische Kunst erhielt in Berlin die edelste Stätte ihrer Wirksamkeit, beschützt von kunstsinigen Fürsten und geleitet von einem der weisesten Bühnenlenker, der zugleich den Vorzug besaß, zu den genialsten Schauspielern aller Zeiten zu gehören. Man wird nicht unrecht thun, auf den Einfluß dieses Schauspielers, Iffland, die große Theaterlust der Berliner ursprünglich zurückzuführen. Durch bedeutende Nachfolger des Erstgenannten konnte sie nur gesteigert werden, wenn ihr auch, was sich aus dem Unterschied des Nordens und Südens erklärt, niemals ein so lauter und lärmender Ausdruck gegeben worden ist, wie in der Kaiserstadt an der Donau. Die zahllose Menge der Liebhaberbühnen spricht aber für die Größe des Theaterbedürfnisses in Berlin ebenso wie das rasche Aufblühen neuer Theater neben dem großartigen Complex der Berliner Hofschauspiele, namentlich seit dem Jahre 1848.

Berlin besaß bis zum Jahre 1847 eigentlich nur drei officiële Theater, die beiden Hoftheater — und das sogenannte Theater der Königsstadt, welches unter der Gunst des bürgerlichen Friedrich Wilhelm III. erbaut worden war und der Schatzplatz großer Triumphe für Sängervinnen wie Henriette Sonntag und viele der besten deutschen Schauspieler wurde. Diese Bühne war auch wenn nicht der Geburtsort, so doch die Erziehungsstätte, die Schule des berühmten Berliner Wizes. Aus einem harmlosen, lustigen Jungen entpuppte sich allmählig in der freieren Atmosphäre, wo das Volk mehr unter sich war, ein kühner Spötter; und erst zum Bewußtsein des Besitzes scharfer, schneidiger Geisteswaffen gelangt, wuchs von hier aus jenes Uebergewicht des Berliner Geistes empor, das den Berliner selbst außerhalb seines engeren Geburtslandes weniger geliebt, als gefürchtet machte.

Die geringe Zahl der officiëlen Bühnen sollte indessen bald wachsen. Das Jahr 1848 sah bereits drei neue kleine Theater: in Schöneberg, vor dem Dranienburger Thor und an der Panke. Am 25. Juni 1848 that sich in dem Stadttheile der Friedrich-Wilhelmstadt ein kleines Sommertheater auf, nach Art solcher Bühnen ohne Bedeckung des Zuschauertraumes, wie sie damals gerade in Mode gekommen waren. Die ersten Worte, die dort gesprochen wurden, waren ziemlich selbstbewußt; sie betrafen die alte und neue Zeit. Natürlich, wie war man ja mehr erfüllt von dem Hereinbrechen einer neuen Zeit, als in jenem Jahr; in der Residenz pulsrte ein frisches, schaffendes Leben, das nicht nur auf den alten Theatern, sondern auch auf neuen Bühnen sich wieder spiegeln sollte. Ein jähes Unwetter, welches die Schauspieler von der Bühne trieb und die Zuschauer mit Entsetzen erfüllte, machte dem Sommertheater, dieser caritiktren Nachbildung freier antiker Theater, bald ein Ende, die geschlossene Bühne trat wieder, da der Donnergott gesprochen, in ihre legitimen Rechte. Dieses in Berlin allmählig zu hoher Blüthe und von der Gunst des Publicums getragene Theater ist das der sogenannten Friedrich-Wilhelmstadt.

Viele unjerner schönen Leserinnen und verehrten Leser werden den etwas versteckt liegenden Musientempel an der weltberühmten Panke aus eigener Anschauung kennen; je weniger sie sich vielleicht erinnern, jemals tragische Schrecken und Nervenschütterungen durch gewaltige Trauerspiele und die großen Darsteller Shakespeares und Schillers dort empfangen zu haben, desto mehr werden sie an die Stunden höchster Heiterkeit, an die Momente des fröhlichsten Lachens und des angenehmsten Genusses zurückdenken, die sie dort verlebt haben. Das feine Lustspiel, die Salonkomödie, die Possen, die komische und burleske Oper, letztere namentlich in der Gestalt, welche der unerschöpfliche und übermüthige Maestro Offenbach ihr gegeben, bildeten und bilden noch jetzt die Elemente des Repertoires dieser Bühne, welcher die Gunst des Berliner Publicums in hohem Maße verblieben ist, trotz der außerordentlichen Concurrenz, welche auf dem Theatergebiete der Residenz allmählig in Fluß kam.

Kleine Keime, große Früchte! Als die Theaterfreiheit proclamirt wurde, fand sich das theaterlustige Berlin bald im Besitze von circa dreißig Bühnen; es entstand jene neue Art der Restaurant- und Rauchtheater, welche, dem echten Künstler ein Schrecken, durch billige Preise den Kreis des Publicums nur vergrößern halfen und lebhaft an jene unbeholfenen Anfänge erinnern, von denen im Eingange dieser Plaudereien die Rede war. Aber auch gute neue Bühnen wuchsen heran; die Stamm Bühnen mußten daher ihren Adel zu wahren suchen.

Obgleich Berlin in der Zahl seiner einzelnen Bühnen kaum hinter Paris zurücksteht, so war doch nichts geschehen, was die „gesellschaftliche“ Bedeutung der Hauptbühnen in das entsprechende Licht stellen konnte. Paris, Wien, London, viele italienische Theater, auch Schauspielhäuser deutscher Städte, wie Leipzig, Carlsruhe, Dresden, waren darin vorangegangen. Selbst das weltberühmte prunkvolle Opernhaus, das Siegesfeld unserer größten gegenwärtigen Gesangstalente und das Rendezvous der feinsten Welt, kann nach solcher Richtung hin nichts Befriedigendes bieten. Die Corridore und Couloirs daselbst sind außerordentlich schmal, die Treppen eng; das Publicum ist gezwungen, nach alter herkömmlicher Sitte, trotz großer Hitze, die sich bekanntlich in allen Theatern ziemlich lästig macht, die Plätze standhaft und steif zu behaupten; die Fülle von Reizen und außergewöhnlichem Schmuck, welche die Damenwelt in jenen Räumen ausstrahlt, und im Zwischenact überhaupt sich erst geltend machen kann, kommt kaum zu vollem Recht, ein Begegniß, ein Austausch der Gedanken und Empfindungen, diese Steigerung des geistigen Lebens durch den Genuß der Mittheilungen, ist nicht in dem Maße möglich, wie es in der jüngsten Weltstadt verlangt werden darf. — Ein solches Bedürfniß, durch rasches Wachsthum der Stadt nur immer dringlicher bloßgelegt, war bei dem Neubau des Opernhauses, wozu der Brand desselben im Jahre 1843 genöthigt hatte, übersehen worden; merkwürdiger Weise wurde auch bei den Neubauten anderer größerer Theater die Herstellung eines hier nur allein zweckmäßigen Foyers übersehen. Nur Andeutungen desselben wurden gegeben; das Foyer emancipirte sich noch nicht vom Buffet; es diente nur der Passage, nicht dem reizvollen anregenden Aufenthalt; oder es schien ersetzt werden zu sollen durch geschmackvolle Gärten und Fontainen, welche mit den Theatern meist durch Freitreppen in Verbindung standen.

Es muß daher ein genialer Gedanke genannt werden, wenn dasjenige Berliner Theater, das zwischen den Hofbühnen und den Volkstheatern gleichsam die verbindende Mitte einzunehmen berufen war, das Friedrich-Wilhelmstädtische, hier epochemachend eingriff. An und für sich von gleicher Anziehungskraft für sämmtliche Kreise der Berliner Gesellschaft, theils durch die Vortrefflichkeit seiner Kräfte, theils durch das Anheimelnde des Aufenthalts daselbst, hatte dieses Theater das Glück, im vergangenen Jahre, wo Alles in der Kaiserstadt einen sabelhaften Aufschwung nehmen sollte, in die Hände eines energischen Comportians überzugehen, an dessen Spitze der Buchhändler A. Hofmann, der den Lesern des „Bazar“ namentlich bekannte Verleger des Kladderadatsch steht. Die Direction übernahm Emil Neumann, der schon unter dem früheren Besitzer mit Einsicht und Erfolg die Geschäfte leitete. Mit feinem Tacte wurde sofort den Bedürfnissen der Gegenwart entgegengekommen. Der bedeutende Name, den das Theater sich durch eigenes Verdienst im Lauf der Zeit erworben, die gesellschaftliche Stellung in Berlin, der tonangebende Einfluß nach außen erhielten einen berebten Ausdruck in dem geschmackvollen Umbau; mit diesem Umbau zugleich war aber auch die Gelegenheit gegeben, ein Foyer für das erholungsbedürftige Publicum zu schaffen, welches in Berlin und auswärtig — namentlich in Rücksicht auf die bürgerlichen Verhältnisse des Theaters selbst — nur im k. k. Opernhause in Wien seines Gleichen finden dürfte. Der Schöpfer des Entwurfs, Hermann Richter, in der Ausführung von den Architekten Bentner und Thielebier unterstützt, ist längst durch seinen Bau des Wallnertheaters und durch hervorragende Theilnehmung am Victoriatheaterbau als einer der erfahrensten und geschmackvollsten Baumeister in diesem Fach bekannt, während die Plafond-Gemälde und Wandmalereien, von dem aus Paris vertriebenen Maler Gustav Fürst, die übrigen Decorationen von F. Bodenstern herrührend, das Auge mit Wohlgefallen erfüllen.

Das Theater bestand früher aus einer unansehnlichen Mehrheit von Bauten und Zwischenbauten mit unbequemem winkligen Zugängen. Jetzt erhebt sich an deren Stelle ein einheitlicher Neubau mit stolzer säulengetragener Fassade im Renaissance-Stil. Ein Vorsturz im Unterbau führt zu dem Haupt Vestibüle. Es bildet den Cassenflur, enthält die Eingänge zu den Rängen und imponirt überhaupt ebenso durch die Großartigkeit seiner Anlage, wie es mit seiner behaglichen Wärme und strahlenden Erleuchtung äußerst wohlthuend wirkt. Ueber diesem Vestibüle und im Niveau des ersten Rangens belegen, befindet sich der Foyerjaal, den unsere heutige Nummer im Bilde vorführt.

Zwei breite, bequeme, teppichbelegte Treppen führen vom Corridor des ersten Rangens dorthin. Eine blumenumgürtete Fontäne im Vorjaal, das Symbol der Erholung und Erquickung, ladet zum Eintritt freundlich ein. Man tritt in einen großen oblongen Saal von 21 Meter Länge und 8,5 Meter Breite, an dessen Langseiten je acht Pilaster in edlen Verhältnissen und mit reichen Capitälern zur brillant componirten Stuckdecke in die Höhe streben; durch zwei große Bogenöffnungen mit dem Hauptjaale verbunden, schließt sich daran ein Buffetjaal von 8,5 Met. L. und 4 Met. B. Die Höhe beträgt 7 Meter. Der Baustil läßt sich als „moderne Renaissance“ bezeichnen, welche der Antike die Reinheit der Formen und Verhältnisse, der Hochrenaissance Mittel-Italiens dagegen die Grazie und den Reichtum der Ornamentik

entlehnte. Alles wirkt hier harmonisch-anmuthig; trotz der einfachen Formen, die nirgends durch Ueberladung verstimmen, macht diese Architektur einen reichen und schimmernden Eindruck. Vieles an diesem Eindruck ist auf Rechnung der Farben zu bringen, die neben dem „Weiß“ als Grundton ein sehr fein abgestimmtes Chamois, begleitet von überaus decent gehaltenen graugrünen Linien und Ornamenten zeigen. Gold an den Ornamenten vermischen wir ganz und dennoch vermischen wir es nicht; es wird ausreichend ersetzt durch die Lustres und Wandleuchter, sowie die Umrahmungen der Decken und Wandbilder, welche erstere die Goldbronze durch die reichen Krystallbehänge durchschimmern lassen, während letztere von einfach profilirten Goldleisten gebildet werden. Wenn der Zuschauer im Zwischenact aus dem reichen, in Roth und Gold gehaltenen Auditorium in das Foyer tritt, so wirkt diese Abwechslung der Raumverhältnisse und Farben höchst wohlthuend und erfrischend.

Um so glänzender erscheint aber die Aufgabe vom Architekten gelöst, als er in der Anordnung des Grundrisses an Vorhandenes sich anzulehnen gezwungen war und die Herstellung in wenig Monaten bewirken mußte. Erweiterungen, im Vorjahr unmöglich durchzuführen, werden im laufenden Jahre das Ganze vervollständigen. Eine Halbrunde in der Mitte der westlichen Langwand wird das Buffet aufnehmen; vor dem (interimistischen) Buffetjaale sind noch Rauch- und Schreibcabinets in Aussicht, während die dem Auditorium zugewandte östliche Langseite, über den drei unteren Eingangöffnungen drei correspondierende offene Nischen enthaltend, durch diese von einem kleineren im zweiten Rang gelegenen Foyer aus in bequemer Weise Einblick in den Saal gewähren dürfte. Die Südseite des Saales öffnet sich gegen den das Gebäude nach der Straße abschließenden Porticus, die Nordseite aber führt zu einem Balcon, der die Aussicht auf den Sommerpark des Theaters gestattet. Unmittelbar verbunden ist übrigens das Foyer mit den Directorial-Zimmern einerseits, und dem Foyer der kaiserlichen Hofloge andererseits.

Blickt das Auge empor, so deuten drei schöne Plafondgemälde durch reizend graciöse, um Blumengewinde schwebende Kindergestalten auf die Komödie und die Tragödie, wie nicht minder schmerzhaft auf die Oberleitung der Bühne, während zwischen den Pilastern andere Figuren an den unteren Wandfeldern schauspielerische Fächer oder musikalische Instrumente an den oberen Feldern das Orchester repräsentiren. Kronleuchter, Wandarme, Candelaber u. verbreiten die strahlendste Helle. Sie sind der Actiengesellschaft vormal's Schäfer und Hauschner in Berlin entnommen. In das mittelste Wandfeld ist ein kolossaler Spiegel eingelassen, zur Seite Kamine aus Pyrenäer Marmor (Pariser Arbeit) mit japanischen Vasen. In der Mitte des Foyers laden prachtvoll, chamois-farbig gepolsterte Runddivans unter Pflanzen und Blumengruppen zur Erholung ein. Das Haus Gerjon lieferte die Möbelstoffe, während die stoffliche Decoration aus dem Atelier des Hofstapezierers A. Hiltl hervorging. Durch das Zusammenwirken aller hier benannten und nicht benannten Kräfte ist Berlin um eine architektonische Perle reicher geworden, die das freudigste Erstaunen aller Besucher wahrst. Mögen auch diese Hallen, eins der glanzvollsten Zeichen von dem gesellschaftlichen Fortschritt unserer Theater, als That des Schönen eine edle Rückwirkung auf das künstlerische Wachsthum ausüben. Möge in dem behaglichen Theater namentlich die komische Oper, welche einst in Berlin hier die glanzvollsten Tage sah, wieder eine bleibende Stätte finden. Der Anfang dazu ist bereits durch die Aufführung der komischen Oper *Faust* von Richard Wäber gemacht. Das Publicum nahm das Werk dankbar auf, spendete ihm den entschiedensten Beifall, und dürfte die Direction in dem Erfolge den besten Fingerzeig erblicken, auf diesem Wege fortzuschreiten.

T. Raeder.

Ebba, die Küsterstochter.

Erzählung von Marie Sophie Schwarz.

(Fortsetzung.)

„In der Gemeinde Ryby wohnte ein Küster, Namens Gustav Sten. Außer seinem Amte als Küster hatte er auch noch das eines Schulmeisters und lag beiden mit gleichviel Eifer und Thätigkeit ob. Er war ein wohlunterrichteter Mann und der Gehilfe und Rathgeber des Pastors in allen verwickelten Fragen. Ja, die Leute sagten, der Küster wäre des Predigeramtes besser gewachsen, als der Prediger selber.“

Sten war Wittwer und hatte eine einzige Tochter, Namens Ebba. In der Nähe der Küsterwohnung lag Stenbrovit, das Besitztum der Familie Stölbkrona. Der Besitzer, Baron Stölbkrona, war ein sehr stolzer und hoher Herr, welcher sich über Alle erhaben dünkte.

Er besaß einen Stammbaum so alt, daß er wohl auf die Sündfluth zurückging. Mein Vater war Castellán, und meine Mutter Haushälterin im Schloß, wo schon die Eltern Beider gedient hatten. Der alte Baron zahlte freigebig und legte viel Werth darauf, gute Diener zu haben. Ich wurde also auf Stenbrovit geboren und sollte so erzogen werden, daß ich eines Tages den Dienst meines Vaters erben könnte.

In meinem zehnten Jahre sollte ich in der Schule bei Sten im Schreiben, Rechnen und im Katechismus unterrichtet werden, das heißt, in allen nothwendigen Kenntnissen eines künftigen Castelláns, welcher die ganze Hausökonomie zu besorgen hatte. Der Baron wollte nicht, daß ich irgend welche Kenntnisse über die genannten hinaus erhalte. Er huldigte dem Grundsatz, daß Aufklärung den niederen Classen der Gesellschaft nur zum Unglück gereichen könne. Sten, in seiner Eigenschaft als Schulmeister, war in seinen Augen ein schändlicher Mensch, und der Baron pflegte oft über all das Unheil Klage zu führen, das Jener durch seine Schule verursache. Als die Zeit herantam, in welcher mein Unterricht bei Sten beginnen sollte, wurde derselbe zu dem alten Baron gerufen, um von diesem die nöthigen Verhältnismäßigkeiten zu bekommen.

Ich sollte einen strengreligiösen Unterricht bekommen aber Geschichte, Geographie, Naturlehre und dergleichen dürfte mir durchaus nicht beigebracht werden. Rechnen und Schreiben seien dahingegen nothwendig.

Ich entinne mich noch sehr wohl des Tages, an welchem Sten zu dem Baron gerufen wurde. Mein Vater besagte sich später über ihn meiner Mutter gegenüber. Sten habe sich nicht tief genug verbeugt vor dem Baron, er sei nicht unterthänig genug gewesen, und dieses war in den Augen meiner Eltern ein

großer Fehler. Zu den Verhaltungsmaßregeln des Barons hatte Sten folgende Antwort gegeben:

„Ich werde mich soweit als möglich nach Ihrem Wunsche richten, Herr Baron, aber es wird nicht leicht sein, wenn der Knabe wißbegierig ist.“

Mein Vater vermochte durchhous nicht zu begreifen, daß ich wißbegierig sein könnte, da der Baron doch das Maß der Kenntnisse, die ich erwerben sollte, bestimmt habe. Eine solche Voraussetzung schien Wahnsinn, und sowohl er, wie meine Mutter sprachen überhaupt von Sten mir gegenüber als von einem Menschen, den man nicht zum Vorbild nehmen dürfe; sie verboten mir aufs ernstlichste, in der Schule zu verbleiben, wann die Fächer gelehrt würden, die ich nicht hören dürfte. Uebrigens hatte Sten selbst vorge schlagen, daß ich nur gewisse Stunden Theil an dem Unterrichte nehmen solle.

Am Tage, bevor mein Schulbesuch begann, wurde ich zu dem Herrn Baron gerufen, eine dermaßen große Ehre, daß ich an allen Gliedern zitterte, als ich dem vornehmen Herrn gegenüber stand. Er hielt eine Rede an mich ungefähr folgenden Inhalts:

„Du wirst jetzt lesen lernen, was Du meiner Güte verdankst, und wofür Du Dich wohl erkenntlich zu zeigen hast. Sei fleißig, damit Du Dir bald die Kenntnisse erwirbst, die ich als Dir dienliche ansehe. Halte Dich fern von den andern Schulkindern und bekümmere Dich nicht um sie, noch um das, was sie lernen, so ist mein Wille. Lies Deinen Katechismus; fürchte Gott und lerne mich, Deinen Herrn ehren, und ich werde Wohlgefallen an Dir haben.“

Dem Herrn Baron zu Willen zu sein, schien mir ungefähr als wenn ich Gott wohlgefällig sei, und ich vermochte nicht einmal die Möglichkeit vorauszusetzen, daß ich irgend Etwas thun könne, was gegen seinen Willen tritt.

Während etwa eines Jahres setzte ich meinen Schulgang fort, ohne daß ich in irgend einer Weise gegen den Willen des Barons gehandelt hätte. Das Unglück wollte jedoch, daß ich kein Dummkopf war, und so geschah es doch endlich einmal, daß ich mich vergaß und während der Lehrstunden, an denen ich nicht Theil nehmen sollte, in der Schule blieb. Denn nach Verlauf des ersten Jahres war eine brennende Wißbegierde in mir erwacht. Bald blieb ich täglich in der Schule, während meine Kameraden Geographie und Geschichte trieben, und meine Lust zu lernen wurde dadurch so mächtig, daß ich eines Tages an Sten die Bitte richtete, er möchte mich zu allen den Lehrstunden zulassen, welche die anderen Kinder genossen. Er aber gab mir zur Antwort, daß ich erst die Erlaubniß meiner Eltern und des Barons dazu bringen müsse. Da ich wußte, daß es mir nie gelingen würde, eine solche Zusage zu erhalten, so war ich sehr betrübt. Während die andern Kinder in der Freistunde spielten, setzte ich mich in einen Winkel im Schulhofe und weinte bitterlich.

„Weshalb weinst Du?“ fragte mich Ebba, die Tochter des Küsters, ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren, indem sie an mich herantrat.

„Weil ich das nicht lernen darf, was die Andern lernen,“ antwortete ich und erzählte ihr, wie Alles zusammenhing.

Sie lachte dazu und meinte, sie selbst werde mir Unterricht geben. Meine Thränen hörten auf zu fließen, und es wurde nun zwischen uns verabredet, daß Ebba mir Bücher leihen und mir Lectionen aus denselben aufgeben sollte, in denen sie mich wiederum überhören würde. Wir sollten uns Abends am Ufer des Sees treffen.

Von Stund an gehörten meine besten Gefühle ausschließlich ihr an. Einige glückliche Wochen verstrichen. Ich las und lernte fleißig und wanderte, mein Buch unter der Weste an der Brust versteckt, nach dem See hinab, um, wie ich vorgab, ein Stündchen zu angeln. Niemand beachtete mich, und Niemand hatte eine Ahnung von dem, was ich trieb.

Der alte Baron hatte vollauf zu thun mit der Pflege seiner eigenen Person; der junge Freiherr Göran befand sich seit zwei Jahren mit seinem früheren Lehrer auf einer Reise im Auslande, und die alte Freiherrin, eine kränkliche Dame mit schwachen Nerven, verließ fast niemals ihr Zimmer. Baroness Marianne und ihre Gouvernante dünkten sich beide viel zu vornehm, um mich eines Blickes zu würdigen, wenn sie zuweilen auf ihren Promenaden an mir und Ebba vorüber schritten, und mein Geheimniß ward somit nicht verrathen.

Der Hochsommer kam heran. Der junge Baron Göran und Magister Aurenus kehrten von ihrer Reise zurück nach Stenbrovik; allein dies machte mir wenig Kummer und that meinen Lehrstunden mit Ebba keinen Abbruch.

Eines Abends saßen wir, wie so oft, am Fuße eines Hügels in der Nähe des Sees, und Ebba richtete dann und wann eine Frage an mich, damit sie sich aus der Antwort überzeuge, inwiefern ich das, was ich gelesen, verstanden habe.

„Wahrhaftig! Ich glaube, Ihr dort unten spielt Schule,“ rief plötzlich eine Stimme vom Hügel herab.

Ich schlug, überrascht und erschrocken, sogleich das Buch zu. Oben auf dem Hügel stand Baron Göran. Ebba dagegen blickte ruhig zu ihm empor.

„Wir spielen nicht, wir haben hier wirklich eine Schule,“ sagte sie.

„Ist die Möglichkeit!“ rief der junge Baron und stand in wenigen Secunden uns gegenüber.

Baron Göran war ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, hübsch und offenen Antlitzes.

Als er Ebba gegenüberstand, schien er von ihrer Anmuth überrascht zu sein und zog artig seinen Strohhut.

„Um Vergebung,“ sagte er, „habe ich das Vergnügen, Fräulein Sten zu sprechen?“

„Mein Name ist Ebba Sten,“ antwortete Ebba mit einem Lächeln.

„Ich erkannte Sie nicht wieder,“ fuhr der Baron fort, „sonst hätte ich Sie nicht in so unpastender Weise angeredet.“

Ebba neigte schweigend den Kopf als Antwort auf seine Entschuldigung.

Zwei Jahre früher hatte Göran ohne alle Förmlichkeit mit der Küsterstochter gesprochen und sie damals einfach mit „Ebba“ angeredet.

Als er jetzt zu bemerken wähnte, daß Ebba zu keinem Gespräch aufgelegt sei, wandte er sich zu mir und fragte:

„Hast Du Unterricht bei Fräulein Sten?“

„Mir wurde bei dieser Frage sehr übel zu Muth. War ich doch jetzt dabei betroffen, wie ich gegen das Verbot des alten Barons gehandelt hatte, und ich hielt es am räthlichsten zu schweigen.“

Aber Ebba mit einem Blick auf mich nahm das Wort.

„Anders hat bei meinem Vater lesen, schreiben und rechnen gelernt; ich lehre ihn aber Geographie, Geschichte und dergleichen mehr, was der Baron, Ihr Herr Vater, dem meinigen unterlagt hat ihm beizubringen.“

Göran lachte laut auf.

„Ah, Sie sehen ihm somit verbotene Speisen vor, und das, während mein Vater die Ueberzeugung hegt, daß Niemand, welcher sein Brot ißt oder von ihm abhängig ist, einen Gedanken zu haben wagt, der seinem Willen widerstritte. Sie sind ein kühnes Mädchen, Fräulein Sten!“

„Ich esse nicht das Brod des Herrn Barons,“ antwortete Ebba stolz, „und ich thue überhaupt, was mir Recht zu sein scheint. Wenn der Baron sich erdreistet in die Menschenrechte des Anders einzugreifen, so nehme ich mir die Freiheit heraus, solchen Mißbrauch möglichst zu berichtigen.“

„Sie heißen die Handlungsweise meines Vaters nicht gut?“

„Nein, ganz und gar nicht.“

„Et Sie sind seinem Sohn gegenüber sehr aufrichtig,“ versetzte Göran mit einem Anflug von Hochmuth.

„Ich beantworte einfach Ihre Frage und habe, um offen zu sein, überhaupt niemals viel für die Herrschaft auf Stenwik übrig gehabt.“

Damit erhob sie sich, um zu gehen.

„Leb wohl, Anders!“ sagte sie und strich mir mit ihrer feinen Hand über die Stirn. „Wenn man Dich nun schelten sollte, so sage nur, daß Küsters Ebba Dich zum Ungehörjam verführt hat. Sie meinte, Du dürftest nicht so unwissend und roh bleiben, wie die Diener alle des Barons sind, und deshalb verlockte sie Dich zum Ungehörjam gegen des gnädigen Barons hohen Willen!“

Ebba begleitete diese Worte mit einem herzlichen Lachen. Nachdem ihre fröhliche Stimmung vorüber war, sagte sie:

„Also, mein Junge, sei nicht ängstlich, sondern frischen Muths, wie es Jedem am ansteht, der dereinst ein Mann sein wird. Du hast nichts Böses gethan, und bist Du auch ein wenig rebellisch gewesen, so hast Du das von mir gelernt, die den Entschluß gefaßt hat, die Flammen des Aufruhrs auf dem alten Stammbaum anzufachen!“

Ebba verneigte sich vor Baron Göran und fuhr fort:

„Ich habe jetzt meine Kriegserklärung abgegeben. Klagen Sie mich des Majestätsverbrechens an, wenn Sie dazu Lust verspüren!“

Darauf eilte sie schnellen Schrittes von dannen, und Baron Göran schaute ihr nach mit einem trüben Blick. Mir befahl er nach Hause zu gehen.

Am folgenden Tage wurde ich zu meinem größten Entsetzen zu dem alten Baron gerufen. Ich zitterte, und mich froh, obgleich wir uns mitten im Hochsommer befanden. Nachdem ich in meinen besten Anzug gesteckt worden war, nahm mein Vater mich an die Hand und führte mich in den Saal, woselbst der alte Baron in einem Lehnstuhl saß.

Ich blieb an der Thür stehen, und die Zähne klapperten mir vor Angst und Schrecken. Es war mir nur zu klar, daß irgend eine entsetzliche Strafe meiner harre wegen meines Verbrechens gegen den Willen des Barons.

„Komm näher heran!“ ermahnte der Baron gnädigen Blickes und herablassenden Tones.

Ich wagte drei Schritte zu thun.

„Noch näher,“ sagte er, und ich trat wiederum drei Schritte näher. Aber nun blieb ich stehen.

„Wie alt bist Du?“ fragte der Herrscher des Schlosses.

„Zwölf Jahre.“

„Schön! Dann bist Du schon erwachsen. Ein guter Knecht muß frühzeitig anfangen. Also, mit Deinem Schulgang kann es jetzt genug sein. Du wirst Sonntags zum Küster gehen und Deinen Katechismus lesen, aber damit Punctum, — so ist mein Wille! Freiherr Göran Sköldkrona, mein Sohn, wird die Güte haben, Dich als Jockey anzunehmen, und wirst Du diesen Deinen ersten Dienst antreten, sobald der Schneider Deine Livree in Ordnung hat. Dies ist ein großes Glück für Dich, und Du wirst Dich um dieses Glück verdient zu machen haben, ich hoffe zu Gott, daß Du Dich zu meiner und Deines Herrn Zufriedenheit betragen wirst.“

Eine verabschiedende Handbewegung des gnädigen Herrn, die unterthänige Dankagung meines Vaters und meine athemlose tiefe Verbeugung bildeten den Schluß der Scene.

Meine Eltern waren außer sich vor Freude, allein ich fühlte mich höchst unglücklich und weinte bitterlich, weil ich nicht mehr in die Schule gehen durfte. Zwar würde es prächtig sein, die schöne Livree zu haben, aber das vermochte doch nicht mich darüber zu trösten, daß ich nichts lernen dürfte.

Baron Göran war die unglückliche Ursache dieser Widerwärtigkeit, und mein ganzer Haß wandte sich gegen ihn.

Als der Abend kam, nahm ich meinen Angelfisch zur Hand und begab mich zum See hinab, an den Ort, wo ich mit Ebba zusammentraf. Sie saß schon dort, eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt.

„Wagst Du es wirklich, hierher zu kommen?“ rief sie mir fragend entgegen. „Ich fürchtete schon, Du würdest Dich nie mehr dazu erdreisten, und bin nur in der Hoffnung hierher gegangen, daß der alte Baron hier erscheinen und mir eine tüchtige Vorlesung halten werde. Ach was das für ein Vergnügen gewesen wäre! Ich hätte ihm dann meine Herzensmeinung sagen können, — und wie würde er gerast haben!“

Ebba klatschte mit den Händen vor Freude bei der bloßen Vorstellung von dem Aerger des Barons; allein plötzlich hielt sie inne und betrachtete mich.

„Aber wie? Ich glaube gar, Du weinst? — Haben sie Dich schlecht behandelt?“

Ich schluchzte immer heftiger und berichtete das Vorgefallene. Ebba rief nun mit glühenden Wangen und zorniger Stimme:

„Das ist im höchsten Grade abscheulich! ... Aber, ich sage Dir, daraus wird nichts. Ich werde Dir Bücher geben, Du sollst lesen und lernen, und wenn Du was Ordentliches weißt, gehst Du fort von diesen Leuten und wirst ein freier Mensch. Ja, so muß es kommen, so wahr ich Ebba Sten heiße. Verlaß Dich auf mich, Anders!“

Und Ebba setzte mir nun auseinander, wie ich meine freien Stunden anwenden sollte.

Jeden Sonntag, wenn ich zu ihrem Vater käme, wolle sie mich mit neuen und nützlichen Büchern versehen. Das Schlimmste von Allem blieb doch, so schien es ihr, daß ich Livree tragen sollte.

„Es ist mir schrecklich,“ sagte sie, „daß Jemand schon von Kindheit an wie das Eigenthum eines Andern behandelt werde;

doch, es kann sich vieles ändern, bis Deine neuen Kleider fertig werden; geh! Du gehst nach Hause, aber komm morgen wieder hierher, vielleicht habe ich bis dahin irgend Etwas ausgeklügelt, um Dich von jener unwürdigen Ausstattung zu retten.“

Mir wurde es allerdings sehr schwer, zu begreifen, daß etwas Erniedrigendes darin läge, goldgalonirte Kleider zu tragen, denn bis dahin hatte ich es für eine Ehre gehalten, dergleichen zu tragen. Sah ich doch seit meinen frühesten Kinderjahren, wie demüthig die Bauern die Livreebedienten begrüßten und wie sie ihre Schnüre und vergoldeten Knöpfe anstaunten. Und nun drückte sich Ebba über diesen Staat verächtlich aus, wo derselbe doch mein einziger Trost gewesen, als ich darüber weinte, daß ich nicht mehr die Schule besuchen dürfte. Aber wenn Ebba es für demüthigend hielt, solche stattliche Kleider zu tragen, so mußte es wohl seine Nichtigkeit haben.

Erfüllt von dieser niedererschlagenden Ueberzeugung verließ ich Ebba. Nach Hause zu gehen war mir jedoch unmöglich; ich kletterte den Hügel hinauf und oben angekommen saß ich noch lange dort und weinte, während ich dann und wann auf Ebba hinabschaute, die den Kopf in die Hand stützte und auf das Wasser hinausstarrte.

Plötzlich jedoch erhob sich Jemand hinter dem Wachholderbusch, der ganz in ihrer Nähe war: Baron Göran stand dort und betrachtete das junge Mädchen.

„Habe ich Sie erschreckt?“ fragte er Ebba, die plötzlich emporfuhr.

„Ich lasse mich so leicht nicht erschrecken,“ antwortete sie; „übrigens wünschte ich gerade jetzt, das Geschick möchte Sie, Herr Baron, mir in den Weg führen!“

„Das freut mich. Ich bin somit dem Willen des Schicksals gehorsam gewesen. Haben Sie mir Etwas zu sagen?“

„Sonst hätte ich Sie wohl nicht treffen wollen. Was thaten Sie dort hinter dem Busch?“

„Ich spionierte.“

„Haben Sie dieses ehrenwerthe Amt für sich selbst oder für Andere übernommen?“

„Für mich selbst. Ich wollte die Lehren kennen lernen, die Sie meinem künftigen Diener zu ertheilen belieben.“

„Nun, waren Sie von dem, was Sie hörten, erbaut?“

„Nicht sehr. Ich fand, daß Sie ihn zu einem mit seiner Lage Mißvergünstigen zu machen versuchten, das heißt, zu einem Diener, der seinen Herrn gering schätzt.“

„Wenn der Diener das thut, wird es der eigene Fehler des Herrn sein.“

„Nicht immer; allein lassen wir das dahin gestellt sein, und antworten Sie mir: sehen Sie es für ein Unglück an, wenn Anders in meine Dienste tritt?“

„Ja, für ein großes Unglück!“

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher.“ — Der Baron setzte sich auf einen Baumstumpf Ebba gegenüber und wandte kein Auge von ihr ab.

„Diener zu sein, und zwar unter jedweden Gesichtspunkte, mit oder ohne Livree, ist immer ein Unglück. Was nun speciell Anders betrifft, so hat er einen guten Verstand, lernt leicht und gern und würde gewißlich ein tüchtiger Staatsbürger werden, wenn man ihn jetzt nicht alle und jede Erziehung vorenthielte. So aber reißt man ihn aus der Schule und zwingt ihn in eine Bahn, welche die Söhne der Armuth aus Noth und zwar nur aus Noth wählen. Weshalb verfahren Sie so mit ihm? Ich will es Ihnen sagen: aus Eigendünkel und in der schiefen Lebensauffassung, daß der Glücklichere das Recht habe, über den weniger Glücklichen zu bestimmen. Wie viel besser wär es, wenn Sie ihn in den Stand gesetzt hätten, irgend ein Handwerk zu erlernen oder solche Kenntnisse sich zu erwerben, wodurch er die Mittel zur Unabhängigkeit erhielte. Alsdann hätte er sich zu einem aufgestellten Manne, zu einem ehrlichen Arbeiter oder Handwerker entwickeln können und wäre nicht verurtheilt, dieses Faulenzkerleben ohne allen Inhalt zu führen, das ihm nun als Diener eines hochgeborenen Herrn bevorsteht. Es ist unverantwortlich gehandelt gegen ein Kind, das noch nicht weiß, was es vermag. Kleiden Sie Anders in einen goldverbrämten Rock, lassen Sie ihn Kamerad werden mit den anderen Dienern und den Sündenbock Ihrer eigenen schlechten Laune, und Sie werden ihn gründlich verdorben haben, bevor er noch Jüngling wird. Er wird sich sehr bald die Fehler seines Herrn aneignen, allein er hat eine zu untergeordnete Stellung, um sich irgend welcher von dessen Tugenden besleißigen zu können. Der prahlische Rock wird ihn anfänglich damit ausöhnen, daß ihm jeder Ausweg zu einer selbständigen Existenz geraubt ist; doch später wird sein Gemüth verbittert und der Egoismus die einzige hervorragende Eigenschaft sein, die ihm bleibt. Jetzt habe ich gesagt, was ich zu sagen wünschte, ich habe Nichts mehr hinzuzufügen!“

Ebba erhob sich, um zu gehen, allein Baron Göran bat sie, noch einen Augenblick zu verweilen.

„Sind Sie denn dessen so gewiß, daß ich Anders zu meinem Diener zu machen beabsichtige?“ fragte Göran.

„So hat man mir erzählt.“

„Nehmen wir aber an, daß ich keinen andern Ausweg fand, um für ihn Etwas thun zu können und ihm Erziehung zu verschaffen.“

„Wie soll das möglich sein, wenn er in die Kleider eines Jockeys gesteckt wird?“

„Magister Aurenus wird ihn Unterricht geben.“

„Und zugleich soll Anders Kamerad sein und umgehen mit den hochmüthigen Tagedieben von Lafaien, die um Ihren Herrn Vater springen, und gekleidet sein wie sie!“

„Fräulein Sten, Anders wird niemals eine Livree zu tragen haben!“ rief Göran.

Ebba blickte ihn an, reichte ihm die Hand und lächelte: „Besten Dank für dieses Versprechen, Baron Sköldkrona.“

Göran drückte schweigend ihre Hand, worauf Beide sich trennten.

Was Baron Göran seinem Vater sagte, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich meine gewöhnlichen Kleider behielt und in aller Stille Unterricht bei Magister Aurenus genoß.

Mein Dienst war leicht genug. Ich begleitete zuweilen meinen jungen Herrn, wenn er ausfuhr, hielt seine Bücher und Cigarren in Ordnung und verbrachte die Vormittage in seinen Zimmern, beschäftigt mit den Aufgaben, welche mir Magister Aurenus zutheilte.

Ebba sah ich weniger häufig, als früher. Wir begegneten uns nicht mehr am Ufer des Sees. Sie hatte jetzt einen andern Schüler, Baron Göran. Er und sie trafen sich täglich. Das

kluge, aufgeklärte Mädchen hielt ihm begeisterte Vorträge über wahre Humanität, und ihre Worte blieben nicht ohne Eindruck, vielleicht deshalb, weil sie von frischen Lippen gesprochen wurden. In solcher Weise verstrich der Sommer, und der Herbst trat ein.

Der alte Baron hatte die Bestimmung getroffen, daß Görans ungeachtet seiner Studien und seines juristischen Examens ganz wie sein Vater und Großvater Baron Stöldkrona verbleiben und auf Stenbrovit wohnen sollte.

Eines Morgens im September, als ich wie immer in Görans Zimmer mit den Aufgaben des Magister Aurenius beschäftigt war, ließ der alte Baron seinen Sohn zu sich rufen.

Durch irgend einen dienstbaren Geist hatte der alte Herr erfahren, daß der Sohn Zusammenkünfte mit der Küsterstochter habe. Görans sollte sich nun wegen dieser Beschuldigung verantworten.

Es lag nicht im Charakter des jungen Mannes, seine Handlungen zu verläugnen, und er that es auch in diesem Falle nicht. Er gestand offen, daß er täglich mit Ebba zusammengetroffen sei.

Der alte Baron hörte ihn schweigend an. Als der Sohn geendigt hatte, sagte er:

„Ich will, daß Du ganz und gar diese Zusammenkünfte einstellst; es ist in unserer Familie nicht gebräuchlich, ein Beispiel schlechter Sitten zu geben, und mein Sohn soll nicht der Erste sein, der es thut; ich würde mich sonst seiner schämen müssen.“

Hier ging die Thür, die zu den Zimmern der Freiherren führte, plötzlich auf, und diese trat mit flammenden Wangen ein.

Ihr Kammermädchen habe erzählt, daß ihr Sohn sich in die Küsterstochter verliebt habe. Sie käme, um zu erfahren, inwiefern solches möglich sei.

Während die Mutter sich in heftigster Sprache erging, verhielt Görans sich ganz ruhig. Der alte Baron erklärte in sehr erstem und würdigem Tone, daß solches nicht möglich sei; der Beweis sei der, daß er bereits die Sache mit Görans verhandelt habe.

Der Baron bat darauf seine Gemahlin, sie möge sich beruhigen und nicht, wie sie gethan, ihr eigenes Kind verurtheilen.

Die Freiherren war indeß nicht zu einem ruhigen Ausgange der Scene geneigt, sondern fiel erst in eine Ohnmacht und bekam darauf Krämpfe.

Während Fräulein Marianne, der alte Baron, die Gouvernante, die Kammerjungfer und mein Vater um die Freiherren beschäftigt waren, entfernte Görans sich leise und eilte ins Freie.

Die Einmischung der Eltern in seine Verhältnisse zu Ebba hatte die stille und reine Flamme seiner Ergebenheit für sie in eine heftige zügellose Leidenschaft verwandelt.

Er liebte, das hatte er lange gewünscht; allein jetzt konnte Nichts ihn dazu bewegen, von dieser Liebe abzustehen. Ebba mußte die Seine werden.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, kehrte er von einer langen Promenade zurück, und in der Nähe des Schlosses begegnete ihm Ebba. Sie trafen sich gerade am Eingange des Parks, und er bat sie, mit ihm dort einzutreten, er habe ihr etwas Wichtiges zu sagen. Sie nahmen Platz auf der ersten, der nächsten Bank.

Bis dahin war noch kein Wort von Liebe über seine Lippen gekommen, allein jetzt sprach er. Er bot ihr sein Leben, seine Hand und sein Herz an. Die Sprache der Liebe ist mächtig; Ebba gestand ohne Zögern, daß er ihre Gegenliebe besäße, daß sie Freud und Leid mit ihm theilen würde. Sie schwuren einander ewige Treue und besiegelten dieselbe mit dem ersten Kuß.

(Schluß folgt.)

Wiener Theaterpublicum bei „Müller und sein Kind“.

Ein heiteres Bild von August Silberstein.

(Zeichnung von H. L.)

Große Wahrheiten und kleine Dummheiten haben eine erstaunliche Nehmlichkeit darin, daß sie sich mit ungeheurer Kraft und Schnelligkeit verbreiten. Die beiden Lehren: „die Erde bewegt sich“ und „man soll des Morgens nicht mit dem linken Fuß zuerst auftreten“ — haben mindestens einen gleich großen Einfluß auf Kluge wie Dumme geübt. Das bedeutendste dramatische Werk der Deutschen, Schillers „Wilhelm Tell“, und Wilhelm Raupachs „Müller und sein Kind“ sind mit gleich großem Eifer gegeben worden, überall, wo die deutsche Zunge verstanden wird.

Der Unterschied zwischen dem Großen und dem Kleinen besteht nur darin, daß man ersteres bereits aus der Ferne bemerken kann, während letzteres ganz in der Nähe gesehen werden will. Deshalb begnügen sich so Viele, das Große nur mit einem Blick zu streifen, während sie dem Kleinen so nahe gehen, daß sie förmlich ihre Nase daran reiben.

Die Sternkunde und das Traumbüchlein, die erhabenen Wissenschaften und die Redensarten, die hohen Dramen und die niederen Volksstücke lassen die Anwendung in gleicher Weise zu.

„Müller und sein Kind“ ist ein Lieblingsstück des Volkes geworden und vielleicht nirgends so wie in Wien gehört es zu der geistigen Nahrung, die auf den Jahres-Küchzetteln steht. So wie im Emporgehen der schönen Frühmorgentage grüne Schoten und Zuckerverbischen vor der begehrlischen Phantastie auftauchen, so auch im Niedergehen der Herbsttage, wenn „Allerseelen“ naht, „Müller und sein Kind“!

So viele Theater in Wien sind und in Zukunft mittelst Actien sein werden, so viele Male wird zu „Allerseelen“, „Müller und sein Kind“ gegeben und gegeben werden. Noch mehr; manche Theater begnügen sich nicht mit einem Mal und lassen an demselben Tage denselben Reinhold zweimal seine Rolle durchhulsen, Conrad zweimal blasen, schlafen, träumen, und Marie zwiefach geboppelt unglücklich werden! Die Wände, woran die Theaterzettel kleben, gleichen jenen berühmten Ankündigungen, welche dieselben Worte zahllos wiederholen, förmlich einem Thalerstein im Großen, einer Art Müller-und-sein-Kind-Bankzettel, worauf der eine Müller und sein Kind Werth als gangbares, überall gültiges „Conrants“ unzähliger Male in mehreren Farben und Schriftgattungen ausgedrückt erscheint.

Die Publicum strömen in die Theater. Krankheiten wirken bekanntlich ansteckend, und es bildet sich Einer so lange ein, daß er manches Leiden besäße, bis er es dadurch wirklich erlangt. So lange sieht der Mensch „Müller und sein Kind“ angekündigt, bis er sich graffirend in die Meinung verlegt, er müsse das Stück doch auch ein Mal, entweder zum ersten Mal oder wieder ein

Mal sehen! Der Beitzanz und die Geißelungen, die ekstatischen Zustände und die Geistererheerungen, sie haben sich in gleicher Weise von der einen zur anderen Person übertragen, namentlich auf die Frauen. Die „Müller-und-Kinderei“ hat gleich wirkende Kraft, die greisen Jünglinge, wie die jungen Greise, die Mann-Weiber und weiblichen Männer, die Verschämten und Unverschämten, die Sentimentalen und Derben, die Allesgläubigen und die Nichtrespectirenden werden davon erfaßt, sämmtlich kommen sie heran — und natürlich wie in allen Fällen der Neugierde das schwächere Geschlecht mit größerer Stärke — und die Theater sind überfüllt. Die bezüglichen Einnahmen zählen zu den stärksten, welche im Jahre gemacht werden, ja stehen an und für sich an der Spitze sämmtlicher anderer.

Der Schalk, welcher in dem Zeichner vorliegenden Bildes steckt, hat einmal das Theater umgekehrt. Er zeigt uns nicht das Stück, nicht die Darstellenden, vielmehr das Publicum und zwar als mitwirkend. Oder glauben Leser und Beschauer bisher nicht, daß Publicum momentan auf die Bühne wirkt? Ein plötzliches gesundes Schluchzen, ein erstaunter Aufschrei, das Räuspern des Grauens, welches vom Zuschauerraum auf der Bühne gehört wird, berlei ermuntert den Helden sofort, noch einmal so stark zu schreien, die sentimentale Liebhaberinnen, noch herzbrecherischer zu winseln, als vorher, selbst Conrad schleudert die Flöte vor einem thränenverwimmten Publicum so stark zur Erde, daß der Stand der Bretter aufsteigt und sie vielleicht ein oder zwei Mal widerpenfing in die Höhe springt. Auch die Geister, welche auf dem Friedhofe vorüberwandeln, haben ein fühlend Herz im Busen, und wenn sie das Flüstern und Zischeln des Grauens von unten herauf hören, verzögern sie ihre Schritte, schleichen langsamer dahin, daß man die weißen Leintücher, in die sie gehüllt sind, genauer sehen kann, so genau, daß man einmal im Weidlinger Badhaus-Theater nächst Wien deutlich die Wäschemarke lesen konnte! Mit großen breiten Lettern stand sie schwarz gefärbt darauf: „Weidling Badhaus“. Diese Adresse der verschiedenen Geister, die nicht mißzuverstehende Andeutung ihrer Herkunft, sendete ein erschütterndes Gelächter in die Schauer des Friedhofs. — Zu spät! Solcher Fleck auf dem Glanz der Vorstellung war nicht mehr auszulöschen, von solcher Schuld waren die genütheten Geister und der geistbedürftige Director nicht mehr weißzuwaschen!

Im Bilde des Humoristen ist das Verhältniß zur Bühne ganz umgekehrt. Er fängt dort an, wo Andere aufhören. Der Letzte ist zum Ersten erhoben. Kritik und Publicum denken bei den Vorstellungen an die Helden, Intriganten, Liebenden, gar nicht an den Souffleur. Hier ist er der Erste, der Einzige sogar! — Dieser Kastengeist schläft. Und diese Ruhe mitten in der Bewegung, dieses Stetige im Gefühlswechsel, ist von hoher Bedeutung! Bei allen anderen Vorstellungen müssen seine Finger rastlos deuten, muß er sein klassisch-geäußertes „Pf!“ hierhin, dorthin ausgeben lassen, muß er achten, um stets einige Worte voraus zu haben. Hier wünscht er gar nichts, wünscht man gar nichts von ihm — es ist ein Tag der Feier für ihn eingeleitet — vor dem Publicum zu schlafen! — und er könnte allerdings daheim bleiben, wenn er nur nichts an der Gage verlieren würde! Der Tonfall, welcher ihn sonst aufregt, wirkt heute wie der stetige Fall der lauen Wassertropfen auf das Indianerkind — er schläft dabei ein, und ihm ist wohl — wie einem schuldlosen Kinde! — Die Schaulieler wissen Alles; und wenn der alte Müller nichts weiß, so fängt er zu husten an, immer heftiger und länger, bis ihm irgend etwas einfällt, oder ihm der Mitspielende antwortet, als ob der katarthalsche Wehluorn ohnehin vor Stid- und Reuchhusten nicht weiter vermocht hätte. — Nur, wehe! wenn etwa ein Brausekopf in Heftigkeit der Rede sich verirrt und verwirrt, dann tritt er tragisch fast bis an den Rand der Bühne vor, das Publicum meint gespannt, jetzt legt er ganz los, aber er verlegt dem sanften Schläfer unten geschickt einen Fußtritt, stößt ihm das Buch in die Magenrube, er erwacht, weiß nicht, ob Mitternacht schon geschlagen und wer noch am Leben ist — richtet im Diesseits und Jenseits heillose Verwirrung an, mit irgend welchen confusen Worten.

Doch hinweg von dem halben Heiligenschein, welcher ihn sogar bis zu den Ellenbogen umgibt, und blicken wir über seinen Glanz hinaus zu den anderen Gestalten. Es ist uns nicht gegönnt, das feine Sieb der Logen und immer höher hinauf das gröbere, endlich Angefiebte zu unterscheiden. Im Gegentheil, die Gestalten sind aus allen Schichten genommen. Und so beginnen wir gleich oben links, weil von dort an sich noch zumeist eine zusammenhängende Reihe annehmen läßt.

Das grimmige, gesunde Weib aus dem Volke, mit gerunzelter Stirn, leuchtenden Augen und abwärts gezogenem Munde, wäre gefährlich, wenn man es jetzt über den Nachbar Müller losließe. Mit einem Gemisch von Wehmuth und Zorn sieht und hört es zu, vielleicht ballt es unter der Schürze die Fäuste und sagt: „Na wart, Du kommst mir einmal unter!“ Oder es wird von Entsetzen und Grauen angefaßt über das Thun in der unheimlichen Geisternacht und denkt an die Geächteten beim Spinnrocken, vielleicht auch an einen solchen elendigen Geißtragen von Müller daheim, der auch die Müllerburschen masträtirt und den schon besser der Teufel geholt hätte, obichon das der Herr Pfarrer nicht zugeben will!

Ihre Nachbarin nebenan rechts gehört dem Geschlecht alter Jungfrauen oder rechtzeitiger Wittwen an. Sie trägt eine Kojie im derben gelockten Haar und eine etwas schwärmerische Schleife vor dem Halse, welcher bereits ein Verfallniss nöthig hat. Sie sieht mit süßlächelnder Miene auf die Scene. Sie lauscht den Zärtlichkeiten Mariens und Conrads und hat ihre Freude daran; sie findet Gefühle ausgedrückt, welche schon oftmals in ihrem Busen aufstauten, und wenn zwei Verliebte recht zärtlich mit einander thun, ist das gar so schön und gemütherhebend! Conrad ist auch kein übler Bursch, und wenn er ein Auge auf sie wirft — doch das rechte Herz kommt nicht immer an den rechten Ort!

Die dritte Person, der Mann mit den derben Zügen und der großen innerlichen Bewegung, arbeitet mit Gefühlen seine Großen und seinen bezahlten Platz ab. Er hat gehört, es ist ein „rührendes Stück“ und er findet es herzbrechend! Er will Thränen drücken, er will geschluchzt haben — die Leute sollen und müssen recht unglücklich werden, wozu bezahlt man seinen Platz! Je mehr Mitleid, desto besser! Dies und Jenes hat er sich nicht so arg vorgestellt, aber es kommt recht gruselig. Der Husten könnte fürwahr nicht pituitär sein, und wegen des Geldes und der Mühe ist es ein wahrer Jammer. Von dem Friedhof entgeht ihm kein Grabkreuzlein, keine der gemalten Erdhöllein, kein Lichtlein. Und wenn er heimkommen wird, dann wird er auch Allen erzählen von der grauslichen Geschichte, selbst flennen dabei, auch aus Mitleid die Andern zum Flennen

bringen, und sie werden sich gegenseitig ernstlich versichern, das Malheur, das Entsetzen und der Jammer seien so viele Großen werth! Dies ist der Apostel der im nächsten Jahr wieder nothbedürftigen Theatercasse.

Sein Nebenmann mit dem Operngücker ist ein ganz Anderer. Was ist ihm Bekuba? Was gilt ihm die Mühle, die Theaternacht? Er ist weder gerührt, noch aufgeregt. Er ist Theaterbesucher. Er hat anderswo Langeweile. Er sieht, wer heute in den Logen, oder auf dem Eckstige jener Dame, jenes Theaterhabitués sitzt, er vergleicht, ob die Marie vom heurigen Jahr besser geschminkt ist und zierlicher staftirt, als die andere war oder umgekehrt. Er beguckt den Chor des Müllervolkes und mustert die Einzelnen, er erinnert sich, daß die A. besser schluchzte, als jetzt die B., und wenn das Publicum die Schnupftücher vor der Nase hat und recht jämmerliche Gesichter schneidet, sieht er in die nicht auf die Bühne und freut sich weiblich ob dieses Genusses — er jagt: „Na! wie man noch gerührt sein kann!“

Seine Nachfolgerin unten zunächst, die Alte mit der Kranzhaube, ist eine grundgute Seele. Sie anerkennt die Rangordnung in der Welt, liebt keine Streitigkeiten und zu starke Erregungen. Sie erinnert sich, daß man die Eltern ehren soll und ihren Befehlen gehorchen, und sie sieht das ganze Unglück der Marie von dem Standpunkte an, daß sie dem Alten, der noch dazu an der Lunge leidet, so viel Verdruß gemacht. Das kommt von der Unfolgsamkeit, denkt sie. Die verliebten Leute sind aber so obenhinaus und kehren alle Ordnung um. Sie erinnert sich, daß sie selbst folgsam und nie zu heftig in der Liebe war, deshalb hat sie auch ein ruhiges Leben gehabt. Sie wüßte dem Alten einen ganz vorzüglichen „Kramperlthee“, und wenn er ihn nur nehmen wollte oder könnte, wäre ihm doch noch zu helfen. Aber der Candiszucker dazu müßte aus dem bestimmten Krämerladen und dem Schubfache links darin, nämlich beim „grauen Hasen“ sein.

Aus den Augen des schönen, jungen Mädchens mit dem halb aufgelösten Lockenhaar blickt dagegen pure Empfindung. Was sie aus den Worten schlirft, ist mehr als Candis, Syrup und Blüthenhonigseim. Ja Liebe, die unansprechliche, das Sehnen des Herzens und das ewige Ungefilltsein, das mögliche Beglücken das ist es, was das Herz und die Welt in ihm, außer ihm füllt. Armer Conrad! Arme Marie! Ach, der arme Badschisch mit den gutmüthigen Augen und dem blühenden Fleische wird allen seinen Gesponsinnen erzählen, welche rührendes Schicksal die Verden gehabt, wie herzbrechend die Geschichte ist, und daß ihr nicht einmal das Souper oder das Abendbrod, welches daheim nachträglich bereit gehalten wurde, geschmeckt hat. Das Mägdlein konnte nichts essen, denn das war zu schön, fast zu viel für das Herz — an Einem Abende — deshalb müßte man das nächste Mal wieder zu „Müller und sein Kind“ gehen!

Der alte Herr mit der Glage sieht sich das Stück an; ihm bewegt nicht mehr das Jammern des Eines, das Winseln der Andern. Aber, daß der Müller bei Nacht so schlecht schläft und noch dazu von dem Husten geplagt wird, das rührt ihn. Er denkt an sein Asthma, an das Rasseln in seinem eigenen Halse und er bemerkt an seinem und jenem Schicksal, wie weit das noch kommen kann. Er ist an der Brust bereits wohl verwahrt, wenn er aber hinausgehen wird aus dem Theater, wird er sich der Noth ganz und bis hinaus zuknöpfen. Er zieht die Moral nach seiner Weise, nämlich: an Geister muß man nicht glauben, man auch nicht in der Nacht in Friedhöfe gehen; aber vor Husten und Schnupfen, vor jeder Verführung muß man sich hüten, man weiß nicht, wie lang man lebt in seiner Verwandtschaft, und alles Malheur kommt nur von Verkühlungen! —

Auch ein dramatischer Einfluß!

Das hübsche Mägdlein links ist nicht so treuherzig und gut nicht so schuldlos drein, wie das andere. Sie theilt ihre Blick zwischen Bühne und Zuschauerraum. Sie weiß, daß sie hübsche Zähne hat und lächelt deshalb. Sie weiß, daß das Blitzen von der Seite, aus den Augenwinkeln, welches nicht leicht erkennen läßt, wenn es eigentlich gelte, und das eben so viel Mitleid, wo Darübererhabenheit ausdrücken kann, sehr große Wirkung auf Männerherzen übt. Sie ist eben so bereit das Stück sehr rührend wie sehr erheiternd zu finden, je nachdem der Herr, welcher mit ihr darüber sprechen mag, sich empfindsam oder komisch gestimmt zeigt. Schon aus Kofetterie wird sie zuweilen Antithesen aufstellen, sich widersprechen und zuletzt nur zugeben, was ihrer Gefallucht für den Augenblick bestenfalls passend erscheint.

Der Offiziersbursch denkt: wenn mein Lieutenant so verliebt wäre, und der Müller ein Stabsoffizier, er thät ihn zum Profoschen schicken, und ich müßte die Menage holen oder alles aufessen!

Die Dame, welche das Tuch vor das Gesicht hält, ist nicht so gerührt, wie sie scheint. Sie legt ab und hebt das Tuch wieder nach Zwischenzeiträumen empor. Sie zeigt Gefühle und eine schöne, weiße Hand, diese auf passendstem Grunde, dabei ein Armband, und wer etwas versteht, weiß auch, daß ein solches Spitzentuch sehr theuer ist! Man muß in sehr rührende Stücke gehen, denn nur bei solchen läßt sich all das so gediegen und verwenden!

Der Nebenmann jedoch hat Gefühle, eine ganz unerhörliche Menge. Das ist der Mann, welcher sich das Thränenbrod des heutigen Abends sauer verdient hat. Bereits nach der Essensstunde ist er vor der geschlossenen Theaterpforte gestanden. Borneaus war die Holzplatte unerweichlich, und hinter ihm drückten sie unbarmherzig. Er hörte schon in dem Gemurmel und in dem Geschwäze über das Stück Theile desselben, und das echauffirte ihn sehr. Beim Einlasse quetischen sie ihn gottsjämmerlich. Der Theaterfeldwebel trat er auf die Hüheraugen, und dieser ließ ihn barbarisch zurück, ließ hinter ihm die Menge vorfluthern, fast über ihn. Er hat noch mit Mühe einen schlechten Platz errungen, er ist sehr abgespannt, seine gesammten Gefühle sind jämmerlich geworden, und sein ganzer Jammer oben bricht mit jenem unten. O Gott! o Gott! hört man förmlich aus seinem Kefle sich pressen, und aus den verschwommenen Augen kann er Minuten lang nicht heraussehen. Es ist ein Glück, wenn er nicht so laut schluchzt, daß es unten hört. Schwach wird er über die vielstufige Treppe hinabgehen, es schmeckt ihm Nichts zu Abend, er träumt eine ganze Nacht von Glend, Unglück, Liebe und Jammergeißtern, und wenn er des andern Morgens wieder ein Saß voll Häfel aufsteht, so bricht er in die Worte aus: „Es war schon das Höchste! Schöner's gibt's nit! und die Zweit's auf der Welt!“

Die Nachbarin gehört zu seiner Familie, aber sie hat gelernt, sich etwas zu bezähmen. Sie denkt an so manch schön Predigt und gleichzeitig, ob das Stück nicht doch vor zehn Jahren zu Ende gehen werde, damit man den Sperrschier ersparen könnte



Wiener Theaterpublicum bei „Müller und sein Kind“.

Zeichnung von Klin.

In den calculirenden Gefühlen hat sie etwas Gleichartiges mit ihrem Nebenmann, doch seine Berechnungen sind anderswohin gerichtet. Er besieht den Müller und die Mühle und denkt, in welche Steuerklasse mögen sie gehören? Ihm fällt es auf, daß Conrad keine Verwandten hat, welche etwa Vorschüsse leisten könnten, keine Protection? Ob er nicht etwa auf irgend eine Erbschaft hoffen könnte? Ob er nichts geheim in Werthpapieren liegen hat? Vielleicht könnte man ihn bei einer Bank oder bei einer Actienmühle anstellen? Muß er denn gerade Müller sein? Wenn die Baubank das ganze Anwesen kaufen würde, oder vielleicht der Herr Hofrath ein gutes Wort bei der Kammerfrau Die sonderbaren Gedanken sprünge des Dichters machen seine klaren Beobachtungen zu Schanden, und er denkt: man sieht, wie unpraktisch diese Dichter sind und wie sie eigentlich von der Welt nichts verstehen!

Die Frau des Finanzbarons in der Ecke links kommt einem Gedanken an halbem Wege entgegen. Wegen der Bagatelle, sagt sie oder denkt sie, ein solches Gemüth! Gott, über die Welt, wenn dieser Müllerjunge wenigstens ein verkleideter Baron oder ein geheimer Graf wäre! Vielleicht ist der Alte doch nicht ihr Vater, und sie ist wenigstens die Tochter der Ortsherrschaft! Nichts von allem dem „Herr Baron, was jagen Sie? Die Toiletten sind heute gar nicht schön! Es ist doch ein gemeines Stück, und das nächste Mal laß ich ein arm's Mädl in de Losh' gehn!“

Die Alte mit dem Kopfbunde sagt, ob's nit in jedem Haus eine Frettereie gibt! Aber nachgeben muß man doch nit. Die Alten haben Recht, geht's wie's geht, und dabei bleib' ich, justament nit!

Aus der scharfen Nase des Herrn Barons bei den Männen zieht es über den dünnen Schnurrbart dahin: Plebs! wie der gerührt ist und sich für sein Geld amüßirt. Colosso! lächerbar! schau!

Und nun laß dir noch ins Gesicht sehen, Tante, Anstands-dame für zärtliche Gefühle, immer wadelige Haube, wenn dein Herz auch leer und unbewegt wie ein Strumpf im Strickkorbe. In einem solchen Stücke schickt sich's gerührt zu thun, und du mußt die Augen von Zeit zu Zeit senken, das Taschentuch erheben und denken, wie fein ehrbar und liebenswürdig das selbst einer ältlichen Dame steht. Und den Mächten mußt du gute Lehren daraus ziehen, sagen, daß man gehorchen und keinen Müllerlehrburschen lieben muß, sondern Hausherrnsohne, Kinder von guten Eltern mit Rang und entsprechendem Einkommen, namentlich, wenn man Clavier spielen kann, wovon diese dumme Marie doch keine Ahnung hat, sonst hätte eine Bach'sche Etude oder eine Chopin'sche Nocturne mehr Einfluß auf sie geübt, als eine gar nicht concertante Flötenspielerei!

Fast sieht sie aus, als möchte sie die Augen aufschlagen und sagen: hab' ich's gut gemacht? ich sehe aus, als wäre ich gerührt und doch wollte ich nur sehen, wie unsere Bekannten sich bei dem Stücke ausnehmen, und welche Kleider ihre Mädchen tragen!

Und so sind wir am Ende mit unseren Charakteren. Sie repräsentiren ein Publicum, sie sind die Welt im Kleinen, und solchen Duzenden sind häufig die Geschichte einer Geistesarbeit anheimgegeben.

Vergebens hat man versucht, der schwachen von „Müller und sein Kind“, die stark ist durch ihre Schwächen, den Boden zu entziehen. Vergebens hat man die Schärfe der Waffe der Komik daran versucht. Wir haben Gegenstücke, wie „Das Kind und sein Müller“, oder Parodien wie „Müller und seines Kindes Kind“, „Müllerkind und Kindelmüller“, „Mehrere Müller und mehrere Kinder“ — Alles vergebens!

Es gibt noch Etwas, gegen das die Götter vergebens kämpfen! Und wenn's noch Eins gibt, das Wahn und Aberglauben heißt, und wenn das Stück auch vortreffliche Seiten und jedenfalls Wirkung hat, so bleibt doch eine Wahrheit, daß es mit Scheidewasser einen Staubfleck wegwaschen will — es entsteht ein Loch! Der Stoff ist weg und das Gemüth fürchtet erst recht, wogegen es tapfer sein soll.

Vergebens wird man in Wien wie anderswo gegen das Stück schreiben, so lange es bedürftige Theatercassen gibt; vergebens wird man es durch Lachen wegzubringen suchen, so lange Einer da ist, der Director, welcher zuletzt lacht und am besten!

Münchener Brief.

Mit Widerstreben nur kam diesmal die Saison in Gang; sowohl die Arbeit wie das Vergnügen. Denn wie der Eisvorrath, so geht auch der Fleisvorrath im Lauf des Jahres zu Ende und bedarf der Erneuerung, die nicht erscheinen will. Der verfrühte Frühling spukt in allen Gemüthern; schon jetzt denkt man wieder lieber an die Ferien, als an die Pflicht, und selbst in hochsoliden Familien, wo nie etwas überstürzt wird, spricht man bereits ganz offen vom Landaufenthalt. Der Weihnachtsmann hat sich lächerlich gemacht, indem er Schlittschuhe brachte.

Was unsere Künstler anlangt, so haben diese wenigstens ein Beneficium voraus: — sie müssen. Denn um auf der Wiener Weltausstellung den vollen Ueberblick der Münchner Kunst zu bieten, entschlossen sich fast Alle mit größeren Arbeiten dort aufzutreten, und die Mehrzahl derselben sieht von früh bis Nachts an der Staffelei, um noch den nahen Schlußtermin zu erreichen. Kurz vor der Absendung wird dann eine allgemeine Ausstellung sämtlicher Bilder stattfinden, damit dieser Vorkerbissen auch den bösen Zungen der Eingebornen nicht verloren gehe.

Man hört zwar oft von Künstlern sagen, daß ihnen das Urtheil eines „Laien“ (d. h. eines solchen, der nichts davon versteht) am liebsten sei, und manche haben dazu guten Grund. Allein wir unsrerseits tragen Bedenken, mit diesen flüchtigen Zeilen eine Kritik der Werke zu liefern, an denen eine stärkere Hand sich jahrelang gemüht, in denen oft die Schöpferkraft eines halben Lebens ruht. Darum bescheiden wir uns, nur Einiges von dem, was kommen wird, zu erzählen, das Urtheil geben wir Jenen anheim, die mehr Verständnis oder mehr — Courage haben. Und an den letzteren ist ja Gottlob kein Mangel.

Kaulbach, der Altmeister der heutigen Kunst, wird auf der Ausstellung durch einen Carton vertreten sein, der die Christenverfolgung unter Nero darstellt. Schon seit geraumer Weile hatte derselbe kein größeres historisches Gemälde mehr geschaffen. Der Kampf der Zeit, der in allen Herzen ächzert und überall in unser Tagewort hineingreift, hatte auch an seine Werkstätte angepöckelt. Die letzten Compositionen, die er veröffentlichte, sein „Todtentanz“ oder seine geistlichen Zeitbilder sind das, was man

auf literarischem Gebiet „geharnischte Sonette“ nennt, abgeschlossen in Stil und Aufbau, aber starrend von troziger Schärfe. Viele fanden diese Kunst verzerrt und den Hohn übertrieben, womit der Despotismus hier geißelt wurde; Andere verdamnten den ästhetischen Standpunkt, nur weil sie den politischen nicht theilten. Daß jenen Mäthern aber trotz alledem eine ernste Bedeutung innewohnt, dafür ist wohl die Erbitterung, die sie erregt, der beste Maßstab; denn Niemand hebt den Pfeil vom Boden auf, der machtlos niederfiel, man rüttelt nur an dem Geschloß, das haftet. Und wenn auch die Kunst mehr berufen ist, Wunden zu heilen, als Wunden zu schlagen, so bleibt es doch eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der Zeitgeist selbst solche Geister zwingt und ihnen mitten im Werke in die Hand fällt. Für die fürchtbare Gewalt der Gegensätze, für den geistigen Ringkampf, von dem diese Tage bewegt sind, ist das ein berechtigt-james Zeugniß, und selbst wenn Jene Recht hätten, die jene Blätter für mißlungen halten — das Zeugniß wäre nur um so stärker! Auch die Oden des Horaz sind schöner, als seine Satiren, und dennoch mußte er Satiren schreiben!

So grausam, wie der „Todtentanz“, ist aber die neue Schöpfung des Meisters nicht, obwohl der Name, wenn dies möglich ist, noch grausamer klingt. Aber zwischen dem Stoff und uns selber liegt eine tausendjährige Ferne, und damit gewinnt das historische Gefühl von selbst die Oberhand über das menschliche. Es handelt sich nur um Gegensätze, mit denen eine vergangene Welt gekämpft, die uns nicht selber im Herzen wühlen, und die Objectivität, die daraus für den Stoff erwächst, beherrscht auch den Beschauer.

In dem Mittelpunkt, auf der Höhe des ungeheuren Cartons, der grau in grau gemalt ist, steht Nero, dieser Gigant des antiken Despotismus, den Becher schwingend, von schönen Weibern umgeben; von Manchen begrüßt, die doch nur widerwillig das Mißvergnügen hinunterkämpfen. Die weiten Straßen der Weltstadt, in welcher damals Millionen slutheten, liegen vor uns, sie sind der Schauplatz jenes Märtyrerkraus, das zum Sieg, statt zur Besiegung des neuen Glaubens führte. Vor unseren Augen fallen hier die ersten Helden in jenem weltgeschichtlichen Kampfe, Petrus, dessen Kreuz schon die Fenster stützen, Paulus, über dem das Rechttheil blüht, und der seinem Weibe noch die Hand zum Scheiden reicht. Noch ein anderes Kreuz erhebt sich dort am Wege, an das ein schweigender Mann geschmieidet ist; seine Gattin steht vor ihm und reicht ihm das Kind empor an die welken Lippen: vielleicht fließt noch ein Tropfen Leben durch diese Glieder, vielleicht wacht noch ein Funke Licht in diesen schönen Augen. Aber er regt sich nicht, sein Haupt ist tief gesenkt — es ist vollbracht!

Wie unbarmherzig tönt der Ruf, den wir gleichsam schallen hören: So Triumphe, und Ave Caesar! jene Fieberworte der römischen Kaiserzeit. Denn je mehr sie dahinsiechte, je näher sie dem Ende kam, um so lauter ward das Delirium, um so lauter tönte dieser Schrei nach dem Leben.

Aber das Leben und die Herrschaft der Zukunft war schon in andere Hände übergegangen, an Jene, die machtlos hier verbluteten, um der Welt ein neues allmächtiges Lösungswort zu hinterlassen. Der Umschwung dieser weltgeschichtlichen Ideen ist uns hier in seinem Entstehen aufgedeckt; in jener Lapidarschrift, die nur ein großer Stoff verträgt, und nur ein großer Genius zu schreiben weiß. Es ist nicht ein Ereigniß, das wir sehen, es ist ein Zeitalter, das wir erleben.

Auch Piloty, der Meister in der Kunst zu lehren, hat sein jüngstes riesiges Gemälde der Römerzeit entnommen. Wir bleiben auch diesmal im Bereich der Kaiserzeit, die zwar noch nicht bei Nero angekommen ist, die aber doch schon über die Leiche Caesars hinweggeschritten war.

Piloty schildert uns den Einzug des Germanicus in Rom, jenes Führers, der als Neffe des Tiberius die Feldzüge in Deutschland geleitet und den Arminius besiegt hatte. Aus Eifersucht rief ihn der Kaiser zurück und zögernd nur gönnte er ihm das Fest, das sich hier in glühenden Farben vor uns entfaltet.

Es ist das schwüle Blau der Tiberstadt, das sich über dem riesigen Zelte wölbt, in dessen Schatten Tiberius auf den Zug herabblüht. Lang gewunden zieht er durch die heißen Straßen, in seiner Mitte geht hochauferichtet Thusnelda, den schönen Knaben an der Hand, das wahre Bild der alten Germania. Ihr Vater Segest hat sie, die Fürstentochter, den Römern anheimgegeben und er ertrug es, an der Seite des Tiberius auf sie herabzublicken, wie sie im Gefolge ihrer Frauen vorüberschritt, wie die römischen Krieger die alten Wodanspriester am Barte führten, wie das übermüthige Volk in Triumphgeschrei ausbrach! Ganz aus der Ferne sehen wir den Wagen des Siegers nahen; die Quadriga mit vier weißen Rossen, und wohl Manche, die vor dem riesigen Gemälde stehen, mögen mit finsterner Blicke diesem frühen Besieger der deutschen Heimath entgegen schauen.

Und doch ist das nicht der letzte Gedanke des Bildes, doch wird Keiner, der tiefer in dasselbe hineinsieht, bei der Niederlage stehen bleiben.

Es war eine römische Sitte, daß neben jedem Helden, der einen Triumphzug hielt, ein Sklave stand, der mitten im Jubel flüsternd mußte: Memento mori.

Und das memento mori, das der deutsche Geist der römischen Weltherrschaft an der Wende unserer Zeitrechnung entgegenrief, das ist auch die Lösung, die diese blonden grollenden Gestalten im Herzen tragen, das ist die geschichtliche Perspective des Bildes; stärker, als das Triumphgeschrei spricht der Gedanke, daß die „Barbaren“ einst dies Weltreich zertrümmern sollen!

Fürwahr, es herrscht eine merkwürdige Gemeinschaft zwischen den beiden erwähnten Bildern, man könnte sagen, sie ergänzen sich. Denn die beiden großen Factoren, die das römische Kaiserreich zerschmettert haben, waren die ideale Macht des Christenthums und die reale jugendstarke Volkskraft der Deutschen. Diese beiden Mächte sehen wir hier im Kampfe mit ihrem alternden Gegner, mit der Riesengestalt des römischen Reiches. Noch triumphirt dasselbe scheinbar über beide, noch kreuzigt Nero die Christen, und Germanicus schlägt die Deutschen in Ketten — aber selbst die je Schmach der Gegenwart ist nur der Fingerzeig der nahen Rache.

Außerlich genommen (und auch dieser Standpunkt hat ja seine Befürworter) gehört Piloty's Bild zu den colossalfsten, die jemals geschaffen wurden, und nur wenige Räume wird es geben, die dasselbe unbeschwert vertragen. Wäre es ein literarisches Dopus, so müßte es zum mindesten 20 Bände haben, und wie glücklich würde unser alter Geschichtslehrer darüber sein, dem der Verstand schon vor drei Wänden stillestand, und der die Güte eines jeden Wertes stets nach der Dide maß.

Bei einem solchen „Meister“ lernten wir als Schüler die

Weltgeschichte, um wieviel besser ist doch die Piloty'schule mit ihrem Lehrer und ihren historischen Studien daran!

Auch sie wird auf der Wiener Ausstellung vollzählig und wohl hervorragend vertreten sein; denn rastlos sitzen die bedeutendsten Kräfte derselben hinter der Arbeit. Ja fürwahr, es ist ein beneidenswerther Mann, dem neben der Kraft zu schaffen auch in solchem Maße die Kraft zu lehren ward, der nicht nur sein eigenes, sondern das Talent von Hunderten besitzt, die sich ihm anvertrauen, der den eigenen Erfolg mit solchen Ziffern multiplicirt. Zu wenig gab er Keinem; Manchem vielleicht zu viel.

Wir sollten eigentlich das Gebiet der Malerei nicht verlassen, ohne noch ein Meisterwerk zu erwähnen; die Scene Richter's aus dem Pyramidenbau. Allein wir fürchten in der That ein Uebermaß von Weltgeschichte, wir fürchten fast, daß mancher Leserin die Treppen zu mühsam werden, wenn wir vom ersten Jahrhundert jetzt noch ins zwanzigste, von Christen emporsteigen. München aber und sicher Alle, die das Werk gesehen, schulden dem Schöpfer desselben wärmsten Dank.

Nur flüchtig noch können wir den Leser ins Theater führen, denn es ist über all den Baudereien spät geworden. Auch hier herrschte ungemaine Rührigkeit, obwohl die Bretter, die die Welt bedeuten, keine Weltausstellung zu riskiren haben. Eine Novität folgte der anderen, im Siegesschritt ging „Maria und Magdalena“ über die Bühne, wir kämpften den „Kampf ums Dasein“ mit und selbst „Grachus“, obwohl er wieder an die „Weltgeschichte“ mahnt, dürfen wir nicht ohne Erwähnung lassen. In beiden Fällen trat es klar hervor, welche Fülle von Sympathien der geistvolle Autor in München besitzt, und wenn man auch die einzelnen Schwächen wahrnahm, die ja keinem menschlichen Werke fehlen, so war doch die Freude an dem vielen Guten um so wärmer, und der Gesamteindruck war unbedingt ein Sieg.

Daß Wilbrandt München verlassen hat, um sich in ein milderes dramatisches Klima zu begeben, kann man ihm zwar nicht verargen, aber auch verschmerzen können wir es nicht. Denn die Münchner Bühne hat zwar keine Triumphe auszubieten wie Burg- und Stadttheater in Wien; aber in unseren Mäthern war es doch, wo der Dichter seine „Jugendliebe“ schrieb, wo er schon in Studienjahren heimisch ward und das erste harte Tagewort begann, das die Auserwählten prüft. Die „Süddeutsche Zeitung“, die er damals mit dem verstorbenen Karl Brater herausgab, ist vielleicht das bedeutendste politische Blatt, welches München jemals hervorgebracht; die Theaterberichte aber, die Wilbrandt für das Feuilleton geschrieben, erregten nicht nur ein locales, sondern weithin allgemein ästhetisches Interesse. Und diese reiche geistige Bedeutung war von einer solchen Fülle persönlicher Liebenswürdigkeit umgeben, das Gleichgewicht zwischen dem Menschen und dem Poeten erschien so ausgeprägt, daß Niemand seiner vergessen kann, der ihm einmal nahestand. Wir kämen wohl in den Ruf des Grotians, wenn wir sagen wollten, daß die Gegensätze sich anziehen, und daß deshalb vielleicht der seine Nordländer so viele Herzen in München gewann, aber ein wenig ist doch daran. Denn schließlich halten wir ja alle die Eigenschaften für die neidenswerthen, die uns fehlen.

Wie wir hören, hat Wilbrandt soeben wieder ein großes Drama zu Ende geführt, über das wir uns gerne verbreiten würden, wenn es nicht abermals die „Weltgeschichte“ beträfe. Es behandelt die tragische Geschichte von Pätus und Arria, und wir laden die schöne Leserin ergebenst ein, in „Brochhaus“ nachzuschlagen, wer die Beiden waren.

Von anderen Novitäten, die unsere Bühne in Aussicht stellen, erwähnen wir in erster Reihe die „Bianer“, ein Trauerspiel von Baron Schack. Der Name dieses ehlen Mäcen ist weit über die deutschen Grenzen hinaus berühmt, er war es, der Friedrich übersekte und uns die Spanier näher brachte, er hat es verstanden, sich selbst im Bereiche der Literatur einen aristokratischen Ruf zu erhalten. Man mag wohl über den künstlerischen Feingehalt einzelner Leistungen streiten, aber das Distinguirte, die Noblesse, die Allem eigen ist, was Schack aus den Händen gibt, wiegt reichlich einzelne Mängel auf. Wir wüßten wenig Autoren, die in Dichtung und Wahrheit so gleichmäßig den Satz befolgten: Noblesse oblige.

Die anima candida auf musikalischem Gebiet ist Joseph Rheinberger, auch in ihm ist eine vornehme Scheu gegen alles Triviale und jene strenge Auffassung seiner Kunst verkörpert. Alle Werke, die er bisher veröffentlichte, athmen diesen Geist, und mit ungemainer Spannung sieht man der nahen Aufführung seiner jüngsten Oper entgegen, die den Titel trägt „Des Thürmers Töchterlein“. Sie behandelt eine alte Münchner Geschichte, und er betritt damit zum ersten Male das komische Gebiet.

Von Rechtswegen kommt nach der Arbeit das Vergnügen, und es obläge uns also, nachdem wir soviel von fremdem Fleiß gesprochen, auch noch des Eifers zu gedenken, womit die geselligen Freuden alhier gefördert werden. Zahllose Männervereine (von welchen manche sogar geistreich sind) und zahllose Tanz-Soirées (von welchen manche dies nicht sind), wechseln in täglichem Drange, und der dienstbeflissene Mensch weiß häufig nicht mehr, wem er das Vorrecht geben soll, den Händen oder den Beinen. Wir haben uns heute für die ersteren entschieden, hoffentlich merkt man es nicht allzusehr, daß wir gestern — entgegengegesetzter Meinung waren. Den Weichenbüschel aber, den uns der nächste Cotillon in die Hände spielte, legen wir der schönen Leserin zu Füßen.

München, im Carneval.

Karl Stieler.

Der Schmutz der frühesten Bewohner Deutschlands, insbesondere der Rheinlande.

Von A. von Cochaußen.

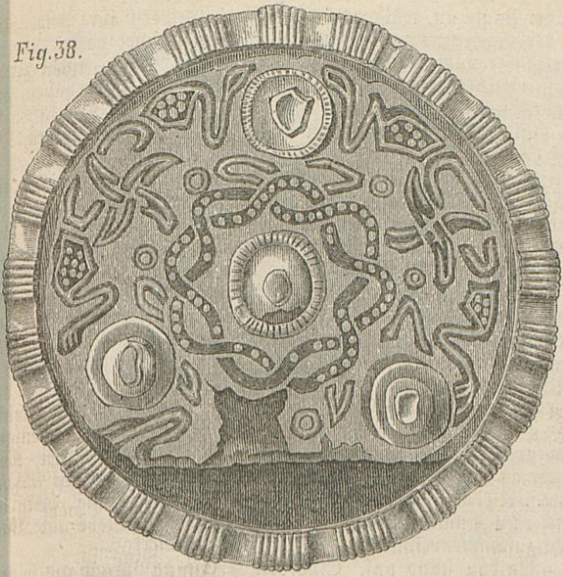
(Schluß.)

Mit der fränkischen Eroberung wurden die von den Römern eingeführten Formen der Fibula — mit Ausnahme der consolativen — zwar beibehalten, aber wie dies schon bei den Paarnadeln gesagt worden, in roherer, barbarischer Weise im eignen Lande ausgeführt; und es traten dazu nicht nur neue Motive, sondern auch bisher von den Römern wenigstens nicht geübte Werkweisen.

Aus den scheibenförmigen Fibeln mit Email werden Schlangengerüstungen oder Eisenplatten, auf welchen solche mit durch einanderlaufenden Silberfäden tauschirt sind (Fig. 38).

Die thierförmigen Fibeln werden zu kurzhafligen, dickköpfigen, trummichnäbigen Vögeln. Das Email verschwindet, an seine Stelle treten bunte, vor allem aber rothe Glasplättchen, welche

Fig. 38.



mit gewaffelten Goldfolien unterlegt sind; Alles grell in die Augen leuchtend (Fig. 39).

Die scheibenförmigen Fibeln werden wohl auch erhaben mit einzelnen Glasstückchen oder flachgeschliffenen Granaden besetzt, und der Raum zwischen ihnen mit Filigran verziert (Fig. 40).

Fig. 40.

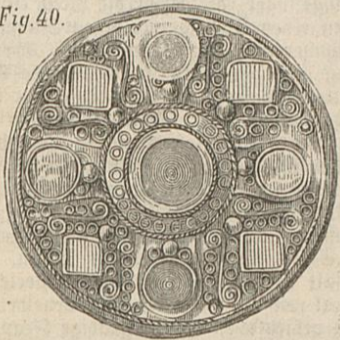


Fig. 39.



Man erkennt überall, im Guten wie im Bösen, die Arbeit einheimischer Goldschmiede, aber auch neue, vielleicht von Byzanz eingeführte Techniken.

An Stelle der consolförmigen Fibeln treten andre, in die Länge gezogene Formen, bei denen das Nadelcharnier durch eine halbrunde oder viereckige Platte verdeckt ist, aus deren Rand Zierknöpfe vorstehen; aus der Platte geht ein kurzer, nur wenig Raum für die Gewandfalte bietender Bügel hervor, der sich dann nach weiter erstreckt und mit einem Thierkopf endigt, unter dem die Rinne für die Nadelspitze verborgen ist. Der Thierkopf ist durch einen Maulkorb oder halterförmiges Riemenwerk, oft durch rothe Glasaugen verziert, während der Raum zwischen ihm und dem Bügel so wie dieser selbst durch gewundene mäandrische und Zickzackbänder oder mit ähnlich durchschlungenen Feldern geschmückt sind (Fig. 41, 42, 43).

Nicht nur die Motive dieser Ornamentik, auch ihre Technik

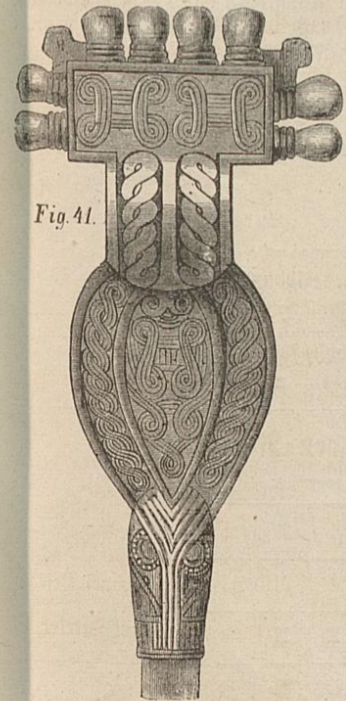


Fig. 41.

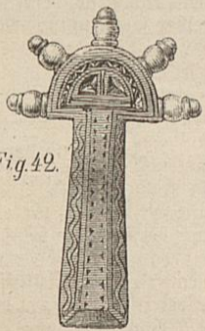


Fig. 42.

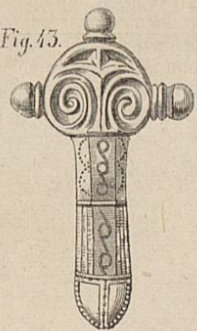


Fig. 43.

mit ihren scharfen Rücken und scharfwinklichen Rinnen, weisen hin auf das nationale Holzschneidwerk des nordischen Geräthes und Hausbaues, aus dem sie entstanden sind, wie sie uns in den sogenannten hölzernen Todtenschuhen der Gräber von Oberflach in Württemberg und in dem Schnitzwerk norwegischer Holzkirchen erhalten sind.

Es wird hier am Plat sein, über die verschiedenen, bisher erwähnten Zweige der Goldschmiedekunst Einiges zu sagen. Schon in den allerältesten Zeiten reizten buntfarbige, glänzende Steine, Gemmen und Edelsteine dazu, sie zu sammeln und als Zierrath in Gold gefaßt zu verwenden; entweder, indem man ihnen ihre natürliche Krystallform beließ, wozu die Härte der edelsten schon an sich nöthigte, oder indem man sie durch Schliff etwas abrundete, was man später en Cabochon oder den muslimischen Schliff nannte. Der Schliff mit Facetten kam erst im fünfzehnten Jahrhundert auf.

Manche derselben, namentlich Rubine, Hyazinthe, Granaden, hatten eine so intensive rothe Farbe, daß sie bei zu großer Dichte fast schwarz erschienen. Um nun doch ihre Farbe zur Geltung zu bringen, wurden sie tafelförmig dünn, manchmal selbst hohl aus-

geschliffen; da aber das Licht, welches durch den Stein hindurch ging, für das Auge verloren war, so unterlegte man ihn mit einem kleinen Spiegel, einer Metallfolie, welche das gebrochene Licht wieder zurück nach dem Auge warf, oder man suchte dem Stein Licht von unten zuzuführen, indem man ihn auf einen durchbrochenen Rand, ein Stüchlein, setzte, wodurch in dieser Beziehung, z. B. für Fingerringe, eine vollkommene à jour-Fassung entstand. Den minder harten und undurchsichtigen Steinen gab man dadurch einen erhöhten Werth, daß man sie als Siegelsteine verzierte ausschliß; man nennt solche daher intaglio, oder indem man Figuren, Köpfe und dergleichen erhaben aus ihnen herausarbeitete, Cameen.

Um die Darstellungen auf dem einen wie auf dem andern besser hervortreten zu lassen, benutzte man Steine mit verschieden gefärbten Schichten, so daß z. B. ein weißer Kopf auf einem schwarzen Grund entstand, man nannte sie Opus et ahnte sie auch häufig in Glaspasten nach.

Beim Ausschmelzen der Erze entstehen aus dem Gestein und den Metalloxyden Schlacken und glasartige Massen von verschiedenen, oft schönen Farben, welche schon früh die Aufmerksamkeit erwecken mußten.

Man konnte ihnen leicht kleine Tropfen und glühende Fäden entnehmen, und diese auf einen Draht aufgewickelt oder jene durch den Draht durchstoßen zur Perle formen. So bildete sich mit den ersten metallurgischen Arbeiten fast gleichzeitig auch die Kunst aus, Glasperlen zu machen und edle Steine nachzuahmen, lange, ehe man daran denken konnte, Hohlgläser zu blasen oder durchsichtiges Fensterglas zu gießen.

Man ging in einer andern Richtung weiter: Wenn man jene Glasflüsse pulverte und etwa als dünnen Brei in die Höhlung einer Metallfläche, z. B. in die Augenhöhle eines Thierkopfs an einer Bronzefibula füllte und dann einer Hitze aussetzte, bei welcher nur der Glasfluß, nicht aber das Metall schmolz, so hatte man damit einen neuen folgenreichen Industriezweig, den des Emaillirens, gewonnen. Wir haben gesehen, daß in dieser Weise verzierte Gewandnadeln schon vor den Römern nach Deutschland kamen und von den Römern selbst häufig fabricirt wurden.

Als man die Farben zu vermannichfaltigen wußte und über größere Flächen zu verbreiten suchte, bemerkte man bald, daß sie bei der Hitze ineinander verfließen, und daß ihre spröde Glasmasse beim Erkalten auf großen Flächen Risse bekam und absprang.

Man überzog daher die Fläche mit einem Netzwerk aus feinen aufrechtstehenden Blechstreifen und bildete so kleine, meist viereckige Zellen, in deren jede man die gewünschte Schmelzfarbe brachte und einschmolz, so waren sie getrennt und konnten nicht in einander verlaufen und fanden ihren Halt in den Zellenwänden.

Man nannte diese Email daher Zellenerschmelz (email cloisonné).

Die Emailirkunst nahm aber noch ein anderes Verfahren an. Statt die Zellen und Blechstreifen künstlich aufzusetzen, grub man aus den Metallplatten für jede Farbe das der Zeichnung entsprechende Feld aus und ließ zwischen ihnen das Metall als feine Ränder oder als Grund stehen. Die ausgearbeiteten Gruben wurden dann mit Schmelzmasse ausgefüllt, in Fluß gebracht und nach dem Erkalten, wo es nöthig war, wieder bis auf die Contouren und Grenzlinien abgeschliffen. So entstand der Grubenschmelz (email champlevé), mit welchem die Römer ihre Fibeln zierten und später, im zehnten bis dreizehnten Jahrhundert viele Reliquarien verziert wurden.

Füllte man statt mit Glaschmelz die eingravirte Zeichnung mit einer schwarzen, leicht flüssigen Masse, die man aus Schwefel und verschiedenen Metallen zusammensetzte, und schliß auch hier das Ueberflüssige wieder bis auf die Metallfläche ab, so hatte man eine schwarze Zeichnung, welche namentlich von einer weißen Silberfläche sich scharf abhob und Niello genannt wird.

Die Römer kannten diese Verzierungsweise sehr wohl, ein großer Theil des Hildesheimer Silberfundes ist so verziert; sie wandten sie aber, wie Silber überhaupt, nicht viel zu Schmuckgegenständen an. In Deutschland kam sie erst unter der Frankenherrschaft zur Geltung.

Es sei bemerkt, daß man damit der Erfindung des Kupferdrucks sehr nahe war. Die italienischen Nielloarbeiten der Renaissance pflegten von ihren gravirten Platten, ehe sie dieselben mit Schwefelmetallen einbrannten, Abdrücke zu nehmen, und so wurde der Florentiner Finiguerra, indem er seine Gravirung auf Papier druckte, um 1452 der Erfinder des Kupferstichdrucks.

Gravirte Metallplatten dienen auch der Technik, welche man tauschiren, Tausia, damasciniren und incrustiren nennt.

Man hält die Gravirung in leichten Contouren und legt in dieselben Gold- oder Silberdrähte, welche mit dem Hammer festgeschlagen und durch die gravirte Furche festgeklemmt werden. Durch Abschleifen und Poliren wird die Einlage mit dem Grund in eine Fläche gebracht.

Dergleichen Arbeiten, welche im spätem Mittelalter und zur Zeit der Renaissance, besonders an Waffen und Harnischen von Stahl mit Gold- und Silbereinlagen zu einer großen Vollkommenheit gebracht wurden, sind wir auch aus der fränkischen Zeit, namentlich Silberfäden auf eisernen Fibelsilbern und Gürtelschnallen aus burgundischen Gräbern begegnet.

Filigranarbeiten endlich sind solche Zierrathen, welche aus feinem Gold- oder Silberdraht zusammengesetzt sind und entweder à jour bleiben oder in Verbindung mit feinem Gold- oder Silberkörnern auf einen Grund von demselben Metall aufgelöthet sind. Wir haben diese Arbeit auf fränkischem Goldschmuck. Sie steht jetzt namentlich in Genua, Venedig und in Christiania in Norwegen in hoher Blüthe.

Wir kommen jetzt zu den Armbändern und Armringen, über welche wir uns so kürzer fassen können, als sie zu allen Zeiten durchschnittlich in den schon als Halsringen beschriebenen Formen auftraten.

Es sind zuerst wieder Erzbleche in Verbindung mit Spiralen oder Erzstreifen, welche schraubenförmig den Unterarm umwandern, oder kapselförmige Bleche mit Parallel- und Zickzackraffirung, dann hohle und massive Erzringe mit perlartigen Knoten, oft reich verziert, welche bald geschlossen oder mit beiden Enden pettschaftförmig aufeinander stoßen oder spiralförmig übereinander greifen.

Die Römer oder vielmehr die Römerinnen trugen Ringe am Oberarm, am Unterarm und am Handgelenk. Sie hatten einen gewissen architektonischen Charakter und waren, wenn auch selbst schmal, mit irgend einem Haupttheil, einer Ziercheibe, geschmückt oder suchten durch ein Anhängsel, ein Glöckchen oder dergleichen, auch dem Ohr zu gefallen. Man trug auch Armringe ganz aus Glas, sowohl in römischer wie in fränkischer Zeit.

Hier sei denn auch der Fuchringe, die man an Knöchel oder auch höher trug, Erwähnung gethan. Bei den Römern schmückte man wohl Göttinnen und Nymphen damit, aber keine anständige Frau trug sie. Doch möchte ich hiermit nicht dem Ruf einer fränkischen Jungfrau zu nahe treten, deren schöne Gebeine, von einem rheinischen Museum bewahrt, mit Bronzeringen am Halse und Armen und auch an den Knöcheln geschmückt sind. Wir sehen sie klingenden Schrittes dahin schreiten, freudig wie der junge Cavalierist beim Klang seiner ersten Sporen.



Fig. 45.



Der Geschmack ist wandelbar nach Zeit und Ort. Auch auf der Insel Timur-Laut im ostindischen Archipel schmückt man die Knöchel der jungen Braut mit kupfernen Ringen, damit, wie man sagt, es Musik mache, wenn sie geht. Anderwärts trägt man hohe hölzerne Absätze, deren Geklapper vielleicht auch gefällt.

Großer Luxus wurde immer mit Fingerringen getrieben.

Die Römer trugen jedoch, vielleicht in Ueberlieferung der Zeit, als das Eisen noch ein kostbares Metall war, den Siegelring von Eisen. Wir übergehen den unendlichen Formenreichtum, den wir fast ganz auch auf unsere Zeit übertragen haben, wir übergehen den unerforschlichen Kunstschatz geschnittener Steine, um nur bei einer Ringform zu verweilen, welche wir nicht mehr im Gebrauch haben.

Die Schlüsselringe zeigen statt des Siegelsteins einen kleinen Schlüssel flach auf dem Finger liegend, der in dieser Weise nicht leicht zu verlegen oder zu verlieren war (Fig. 44).

Es war diese Form nur möglich bei den römischen Schlössern, welche eine von den unsern ganz verschiedene Construction hatten, indem man die Schlüssel zwar auch einsteckte, dann aber nicht drehte, sondern hob, dadurch eine Anzahl kleiner Stifte löste und dann den Kegel zur Seite schob.

Die Gürtelschnallen sind in ihrer Form und Ornamentirung den Gewandnadeln sehr verwandt.

Als vorrömisch können jene mit Haken in Gestalt eigenthümlicher Thierköpfe mit Emailleinlagen, sowie Gürtel ganz von Erzblech mit eingeschlagenen geometrischen, menschlichen und Thierfiguren bezeichnet werden.

Ausgezeichnet sind die römischen Gürtelschnallen durch ihr reines Ebenmaß, die verständige Bestimmung der Abmessungen und Stärken, und ihre correcte Arbeit.

An den fränkischen Schnallen und Gürtelbeschlägen finden wir wie bei den Fibeln die tauschirten Eisenarbeiten; die dem Holzmeißel geflüßigen Ornamente, die bunten Glaseinsätze, das Niello und das festgelöthete Filigran.

Die Gold- und Silbereinlagen sind oft von großer Zierlichkeit, und zeigen neben vielen Nachahmungen der Antiken auch viele eigene nationale Motive.

Wie die Männer an den Gürteln das Schwert und das kurze Haumesser, den Skramasax mit der Gürteltasche trugen, so trugen die Frauen an Bändern und Ketten tief bis unter die Knie herabhängend allerlei Schaustücke und Utensilien für das Haus, Messerchen, Nadelbüchlein, römische Münzen, einen Eberzahn oder eine Firschtone als Amulet für reichen Kinderlegen, eine kleine Seemuschel und dergleichen (Fig. 45).

Wir sind hier zum letzten der zu schildernden Schmuckstücke angelangt, zugleich zu dem, das etwa mit Welttäschchen, Schere und Schlüsselbund bereichert, auch im Mittelalter noch die deutsche Hausfrau erkennen ließ und zierte; die zu fein und als solche anerkannt zu sein gilt ja auch heute noch als hohe Ehre und als schönster Schmuck des Hauses.

Es ist dieselbe Frau, deren Elternmutter einst mit dem Muschelhaltsband begann und mit ihm in Kind und Kindeskind die Lust an Schmuck und Schönheit erweckt und so durch das Schöne zum Guten weiter geführt hat.

Am Ramin.

Von Rosa von Wisnera.

„Sie können bei diesem Unwetter nicht gehen, lieber Waldau; es schneit und regnet und stürmt. Hören Sie doch: der abscheuliche Wind! Ich fürchte mich — Nein, lächeln Sie nicht! Ich halte Sie wahrhaftig nicht aus diesem selbstischen Grund — obwohl ich nicht leugnen will, daß auch Egoismus dabei ist, wenn ich Sie bitte, mir diesen schrecklichen Herbstabend durch Ihre Gegenwart angenehm zu machen.“

„Ah, gnädige Frau, entweder sind Sie zu gütig oder — zu grausam.“

„Warum? Daß ich mich in Ihrer Gesellschaft wohl fühle, wissen Sie — sonst wäre Ihnen nicht in der meinigen wohl. Und daß letzteres der Fall, nehme ich ohne Weiteres an, sonst würden Sie mir nicht das Opfer bringen und bei solchem Wetter den weiten Weg zu mir machen.“

„Opfer — weiter Weg — Sie spotten also doch!“

„Reineswegs. Ja, wenn wir nicht die geleckten Leute, wenn wir junge Verliebte wären —“

„Was Sie selbst betrifft, so widerlegt Sie ein Blick in den Spiegel dort. Was mich anbelangt, so bin ich freilich kein Jüngling mehr, aber das Herz —“

„Vergebung, daß ich Sie unterbreche! Wenn wir die alten guten Freunde bleiben wollen, lassen wir das Herz aus dem

Spiel. Wo das Herz mitspricht, hat die Harmlosigkeit und — das Amusement ein Ende.

„Hm.“
„Kommen Sie, mein Freund — mein Freund! — setzen Sie sich zu mir an den Kamin und nun erzählen Sie mir von Politik, von Literatur, von was Sie wollen — nur Nichts von empfindsamen Herzen.“

... Nur das Seidenkleid knisterte, als sie aus der Fensternische über den teppichbelegten Boden zum Kamin schritt, wo unter der Nische noch da und dort die Gluth eines leichten Herbfestfeuers hervorglomm. Sie ließ sich in einem der niedrigen Lehnstühle davor nieder und lud ihren zögernden Gast mit einer Handbewegung auf den Platz gegenüber.

Sie war eine vornehme und doch anmuthige, noch jugendliche Erscheinung, die Figur schlank, das Gesicht von regelmäßigem, edlem Schnitt und zartester Färbung. Ihre dunklen Augen waren voll Glanzes, ihre frisch gezeichneten Lippen gewöhnlich zwar einen gewissen spöttischen oder vornehmen Zug, allein sie brauchten nur zu lächeln, um zu verjöhnen, und zu lachen, um vollends zu bezaubern. Die böse Welt behauptete, sie sei sich ihrer Reize wohl bewußt, die böse Welt — ach, und diese bildet in großen wie in kleinen Städten die Majorität — beschäftigte sich überhaupt sehr viel mit Helene von Geldern. Das ist der Name unserer Dame am Kamin. Nach den Ehen war sie Wittve, nach den Anderen eine geschiedene Frau, und die sie am wenigsten kannten, nannten sie kurzweg eine Abenteuerin. Sie lebte erst seit zwei Jahren in der Residenz, bewohnte eine elegante Villa im Park, hatte Wagen und Diener und gab zwar keine großen Gesellschaften, aber zuweilen den wenigen Bekannten, die sie besaß, kleine Diners, von deren gastronomischer wie gemüthlicher Seite die Geladenen mit Begeisterung erzählten. Täglicher Gast in ihrem Hause war nur Herr Waldau, ein talentvoller, im Ministerium des Aeußeren beschäftigter Mann, tief in den Dreißigen. Sogar die bösesten Zungen hatten Nichts wider seine Besuche bei der jungen Frau einzuwenden. Ihn hielt Niemand für einen Don Juan. In seinen Geberden, seiner Stimme, kurz in seinem ganzen Wesen lag Ruhe, angeborenes Maß, männliche Würde. Er war groß und breitschultrig und hatte ein bärtiges, kluges, ganz und gar nicht schönes Gesicht.

Helene sah, wie Waldau ihr gegenüber saß, forschend in dies Gesicht. Der Ernst desselben war jetzt durch einen schwer-müthigen Ausdruck gemildert. Er blickte, den Hut noch in der behändelnden Hand haltend, zur Erde.

„Sind Sie verstimmt, mein Freund?“ fragte sie nach einer Weile. „Halte ich Sie von wichtiger Arbeit oder — von angenehmerer Gesellschaft zurück? Aufrichtig!“

Er schlug die Wimpern empor und erwiderte mit verschleierte Stimme: „Sie quälen mich.“

„Oh! womit?“
„Womit?“ Er zwang sich zu einem Lächeln. „Aber ich darf ja nicht aus meiner Rolle in die Aufrichtigkeit verfallen. Gut denn — wovon soll ich sprechen? Von Politik — Literatur —“

„Nein — sprechen wir heute von heiteren Dingen! Werden Sie in diesem Winter viele Bälle besuchen? Apropos: Sie tanzen doch gerne?“

„Ich? Ich tanze nie.“ Es klang beinahe wie Entrüstung. „Das thut mir leid. Ich tanze leidenschaftlich gerne.“

Er seufzte nur.

„Also Sie tanzen nicht.“ fuhr sie schelmisch fort. „Und doch habe ich einen gewissen Herrn just auf einem Balle kennen gelernt.“

„Am 28. Januar.“ fiel Waldau lebhaft ein, „auf dem Opernballe. Ich — ich mußte auf jenen Ball.“ setzte er erröthend hinzu, „wie zu so vielen anderen Festlichkeiten — aus — aus amtlichen Rücksichten. Sie lachen? Nun, ich schwöre Ihnen: wenn es an mir läge, vermiede ich alle diese lärmenden und doch so wichtigen Vergnügungen. Ich liebe so wenig wie den Tanz den Prunk, die Musik —“

„Die Musik? Das sagen Sie nicht im Ernst. Oder am Ende hassen Sie auch uns arme Frauen!“

„Hassen? Das ist ein häßliches, eines Mannes unwürdiges Wort. Aber das Herz wird mir schwer, wenn ich sie, die ich so hoch stelle, Stunden lang ihre schönste Zier, die Grazie der Sittigkeit vergeffen und im tollen Wirbel dahinjagen sehe.“

„Ich will nur hoffen, daß ich an jenem achtundzwanzigsten nicht getanz habe.“

„Sie tanzten nicht.“

„Nicht? Aber der Wahrheit die Ehre: Ich würde getanz haben, wenn mehr Tänzer und weniger Zuschauer gewesen wären. Durch wen doch wurden Sie mir vorgestellt?“

„Ich Baron Selvern, den Attaché.“

„Selvern? Ganz recht... Wissen Sie, daß er aus...“

„Er zurück ist? Er machte mir heute Besuch.“

„So? — Ein sehr liebenswürdiger Mann, der Baron.“

„Liebenswürdig? je nun. Mindestens verabscheut er uns durchaus nicht, wenn wir im tollen Wirbel dahinjagen.“ Er tanzte selber wundervoll.

Waldau zuckte die Schultern und sah wieder zu Boden. Da auch Helene schwieg, hörten sie den Sturm, der durch die entblätterten Parkbäume sauste, wie den langsamen Pendelschlag der Uhr, die zwischen Vasen und Statuetten auf dem Kaminsims stand.

Ein Knischen der Seide machte Waldau emporschnellen. Die schöne Frau beugte sich lächelnd vor, und ihre Hand lag plötzlich in der seinen.

„Waldau.“ sprach sie leise, „wer wird das Leben so finster nehmen! Mag unsere Seele leicht oder schwer beschwingt sein, die Zeit fliehet gleich schnell und leider immer uns voraus. Weil man nicht ganz glücklich sein kann, muß man deshalb schon unglücklich sein? Das Gesteir ist unwiederbringlich und das Morgen ungewiß; um so mehr sollten wir uns des einzig Sicheren, des Heute freuen.“

„Und wenn nun, meine lächelnde Philosophin, zufällig auch das einzig Sichere, das Heute bewölkt ist?“

Sie entließ seine Hand. „Ich nahm an.“ entgegnete sie etwas spitz, daß sich in einem bequemen Fauteuil, in Gesellschaft einer leidlich hübschen Frau und aufrichtiger Freundin auch schlechtes Wetter ertragen lasse. Uebrigens sind Sie nicht traurig, sondern nur mürrisch. Adieu!“

„Gnädige Frau —“

„Gehen Sie! Ihre üble Laune wirkt ansteckend. Schade nur, daß ich nicht launisch, sondern fröhlich oder im Ernst traurig sein kann. Jetzt bin ich es. Lassen Sie mich allein!“

Waldau blickte sie erstarrt an und bald betroffen, denn ihre Augen schwammen in Thränen.

„Dieser schnelle Wandel meiner Stimmung,“ fuhr sie fort, „überrascht Sie. Wahrscheinlich hielten Sie mich des Ernstes, des Schmerzes überhaupt nicht fähig. Wer wie ich das Leben so lachend aufsaßt oder wenigstens aufzufassen scheint, sollte Alles leicht nehmen — auch Beleidigungen.“

„Beleidigungen, gnädige Frau?! Wer? — Hätte ich Sie beleidigt?“

„Wer sonst? Wir kennen uns seit einigen Monaten, haben manchen Abend allein oder in Gegenwart Dritter verplaudert... Plaudert man seinen Charakter, sein Glauben und Wünsche, kurz, seine Seele aus? Nein. Sie wissen von meiner Vergangenheit, überhaupt von mir Nichts, als was die Residenz sich erzählt. Gleichwohl sind Sie überzeugt, mich sehr genau zu kennen. Sie wissen die Ecke und das Licht und die Höhe, wohin ich zu stellen bin. Sie haben sich ein Urtheil über mich gebildet, denn Sie erlauben sich, meiner halben verstimmt zu sein... O der Bedächtigte von Euch Männern ist eine Frau zu richten finst; einen Stein hat man ja immer bei der Hand. Eine Dame, die jung, ohne Schutz und nicht häßlich ist, schließt sich ein — man lachelt ungläubig; sie bewegt sich in der Welt — man zuckt die Achsel; sie schweigt — Heuchlerin; sie plaudert — Emancipirte; sie trägt ihr Herz nicht auf der Hand — Kofette!“

„Aber, gnädige Frau!“

„Ich übertreibe nicht. Fragen Sie sich selbst! Glaubten Sie wirklich nicht mich bis in den Grund der Seele zu kennen?! Und doch — ich wiederhol' es — kannten Sie mich bis heute so wenig, so wenig — ganz und gar nicht!“

Nachdem sie all das leidenschaftlich gesprochen, brach sie ab und barg ihr Gesicht ins Tuch, das sie in der aufgestützten Rechten hielt.

Waldau starrte, vor Bestürzung noch immer sprachlos, auf sie. Endlich faßte er sich und suchte mit besänftigenden Worten ihre Hand an sich zu ziehen. Aber sie wehrte ihm, und das nun in der Erregung, in Thränen ihm so neue und aufs neue ihn bezaubernde Gesicht emporhebend, sprach sie:

„Jetzt bin ich in der Stimmung, mein Innerstes zu zeigen. Sie sollen mich kennen lernen — aber mit unserem harmlosen, ich gestehe, mir lieben Verhältnis hat es dann für immer ein Ende. Es ist besser, wenn wir uns nach heute nicht mehr sehen. Ich würde mich in Ihrer Gegenwart bedrückt fühlen, denn ich bin stolz.“

„Um diesen Preis,“ entgegnete er, die Hand flehend emporhebend, „um diesen Preis will ich Ihr Vertrauen nicht.“

„Zu spät! Sie müssen mich anhören.“

Waldau lehnte sich mit der Miene schmerzlicher Ergebung in den Stuhl zurück, das Auge auf Helene gerichtet, welche eine Weile in Traum versank. Dann traf ihn ihr Blick wie ihre Frage mitten ins Herz:

„Haben Sie jemals wahr geliebt?“

„Gnädige Frau,“ erwiderte er, leicht erröthend, „Sie scheinen mich heute überrascht zu wollen. Und wenn ich nun als Diplomat nicht mit Ja noch Nein antworte, sondern —“

„Bah — Ich habe geliebt — heiß — innig — mit ganzer Seele — grenzenlos!“

Waldau machte nach diesem Bekenntniß, das über die schönen Lippen gleichsam stürzte, nicht gerade ein diplomatisches Gesicht. „Sie haben geliebt?“ stammelte er, „haben geliebt!“

„Mein unerfahrenes Herz slog jenem Mann entgegen, da er zum ersten Mal mein Elternhaus betrat, ich war fern, bevor er ein Wort der Liebe zu mir sprach, ich dünkte mich die Glückliche, als er um meine Hand warb und glaubte den Himmel mit der seinigen zu empfangen, als wir — nur zu bald — vor dem Traualtar standen.“

Seltzam! Waldau seufzte bei den letzten Worten mit einer gewissen Erleichterung auf: „Also Ihr Gemahl!“

„Er war schön, klug — wenigstens klug genug, um ein Mädchenherz über seinen wahren Werth zu täuschen. Ihr Männer könnt die schädlichsten und doch so glühenden Schwärmerei nicht begreifen, die sich ein Herz durchzittert! Ich blickte zu meinem Gatten wie zu einem höheren Wesen empor und erschien mir durch meine Liebe selber erhöht... Unmittelbar nach der Hochzeit reisten wir nach Italien, und so sehr hing ich an Richard, daß mir sogar die Trennung, die erste von meinen Eltern, leicht wurde... Ich glaube, wir waren in Rom — Neapel — all das liegt wie ein Traum hinter mir. Die herrliche Welt war nur ein Rahmen um ihn... So verging der Frühling; im Juli bezogen wir eine Villa am Bierwaldstättersee, und dort in der Stille der Bergnatur, in der Ruhe einer Art Häuslichkeit schien unser Glück noch schöner noch auszubühen... Nahebei lag ein großes Hôtel; Richard machte die Bekanntschaft einiger Herren — nicht so recht nach meinem Willen, aber ich hatte ja keinen Willen... Einmal holten ihn die neuen Freunde zu einer Spielpartie ab. Ich zog vor, zurückzubleiben, um wenigstens in Gedanken mit ihm allein zu sein. So setzte ich mich denn vor unser Häuschen und sah den Tag verglühn. Ein süßer Friede lag über Fels und Wasser, und meine Seele war ganz Liebe; daß Richard bald wiederkomme, all mein Wunsch. Da klang Musik aus der Ferne, und, dadurch noch weicher gestimmt, hatte ich plötzlich den kindischen Einfall, dem tausend Schritte Entfernten — zu schreiben. Ich begab mich in sein Zimmer und setzte mich an den Tisch, an dem er zu schreiben pflegte. Mein Blick fiel dabei zufällig auf jene Schatulle — Richard hatte zum ersten Mal den Schlüssel abzugeben vergessen, und ich — nun, ich that, was jede Andere an meiner Stelle gethan hätte, ich öffnete... Rechnungen — gleichgiltige Notizen und Episteln, doch dann — Ah,“ rief sie, ungestüm sich erhebend, aus, und die ganze Bitterkeit der Erinnerung lag fortan in ihrem Ton, „haben Sie jemals ein Weib verrathen?!... Ich wurde verrathen! Die Briefe, die ich fand, Briefe neuesten Datums, bewiesen sonnenklar, daß ich — und eine Zweite, noch Unglücklichere, als ich, das Opfer eines Ehylojen geworden —!“

„Erst fühlte ich wüthenden Schmerz, dann schmerzliche Wuth. — In diesem Aufruhr meiner Seele, meiner Sinne, vernahm ich ein Glockensignal, der letzte Dampf nach Luzern hielt dicht vor unserem Hause. Beim Gellen des Erzes durchzuckte mich ein Gedanke, der in demselben Augenblick Entschluß und That wurde. Ich raffte einige wenige Habe zusammen und eilte aufs Schiff... O jene Fahrt!... Zwei Stunden später war ich auf der Bahn, auf dem Wege nach Deutschland, und in der Nacht darauf bei meinen Eltern... Diese thaten das Uebrige... Ich habe den Treulojen nicht wiedergesehen...“

„Helene,“ hub Waldau mit weicher Stimme nach

langer Pause an, während der Frau von Geldern, ihre Bewegungen zu verbergen und zu bekämpfen, sich abgewendet hatte, „meine theure Freundin, ich begreife Ihre Verzweiflung, fühle jene größte Leid Ihnen nach — und doch — und doch haben Sie damals nicht recht gethan!“

Sie lehnte sich rasch dem Sprechenden zu. „Nicht recht?“ rief sie.

„Nein, denn Sie haben durch den jähen Bruch Nichts gebessert... Briefe sind nicht immer Documente, und zugegebene jene unseligen Papiere bewiesen den — Leichtsinns Ihres Gemahls — ach, meine Freundin: mancher Wahn, schön wie der Ihrige, riß in der Ehe entzwei. Sie behaupteten vorhin, daß wir Männer das Mädchenherz nicht begriffen, erlauben Sie mir umgekehrt zu sagen, daß Ihr Frauen nicht die Abgründe begreifen könnt, die es in der Seele auch des besten Mannes gibt.“

Helene richtete sich stolz in die Höhe. „Sehr diplomatisch,“ sagte sie, „oder nein, sehr aufrichtig! Ich danke Ihnen für die bittere Wahrheit in höflicher Form: Alle Männer sind sich gleich. Don Juan überall! Ich hielt Sie bis heut für — für wenigstens, unbegreiflich,“ ich hätte Sie dessen nicht fähig gehalten, was Jener an mir verbrach — hätte Sie — Doch, nun bin ich belehrt. Keiner ist in meinem Sinn zu lieben fähig, denn ich kann nun einmal in meinem thörichten Gehirn Liebe und Lüge nicht zusammenreimen.“

Waldau stand auf. Eine edle Erregung sprach aus seinen Zügen und verschönernte sie. „Sie haben mich mißverstanden, gnädige Frau,“ entgegnete er. „Es ist ein Unterschied zwischen Entschuldigung und Vertheidigung. Wenn ich von Abgründen in unserer Seele sprach, müssen sie alle ein und dasselbe Räthsel, Treuloigkeit für Liebe, bergen? Nein! Freilich gibt es Tausende von Männern, deren Gewissen in diesem Punkte Schamerfelsflügel hat, denen die Liebe ein Trunk Schaumwein ist, den einen einen Schwur und einen Eid zu brechen für Nichts oder schlimmer noch, für ruhmvoll gilt. Eben Die jedoch werden vom Glück getragen, eben Die haben die Gunst der Frauen. Der Flatterhafte siegt an einem Tage, wo der Hebliche Monde lang vergebens warb... Weil wir Frauen von ihnen getäuscht werden, mögen Sie mir entgehen. Vergebung! in neunundneunzig Fällen sind die Damen nicht getäuscht, sondern blind... Es ist es denn verzeihlich, wenn der Mann, dem die Liebe ein reines Gefühl und die heiligste Empfindung, der Liebeschwur ein Gelübde nicht nur des leidenschaftlichen Herzens, sondern auch der Ehre ist, wenn solch ein Mann, sage ich, zuweilen seine Einsat verewünscht und jene leichterlebigen Gesellen um ihre Moral und — ihre Triumphe beneidet. Das ist traurig, aber nicht gefährlich. Denn, gnädige Frau, solch ein gutmüthiger deutscher Hans wird doch nun und nimmer ein spanischer Juan... Spreche ich doch aus eigener Erfahrung! Auch ich kenne nur ein weibliches Wesen, dem ich sagen könnte und zum ersten Mal sagen würde: Ich liebe Dich! Aber diese Erste und bei Gott Einzige und Letzte ist —“

„Ist?“ flüsterte Helene, indem sie näher trat.

„Was soll mein Geständniß!“ rief Waldau mit nicht mehr verhülltem Schmerz. „Und wenn Ihr Gemahl Sie auch hinterging, er ist Ihr Gemahl, und Sie lieben ihn doch!“

Da legte sich die feine Hand Helenens auf seine Schulter, ihr warmer Blick suchte seinen thränenverkleierten. „Waldau,“ sprach sie, „ich bin nicht mehr das unerfahrene Mädchen von damals, Ihnen darf ich glauben. Und nun hören Sie: Mein Gemahl ist todt — ja, ich habe um ihn trotz Allem getrauert, aber es war ein stiller Schmerz, und die Wunde ist vernarbt. Meine Hand ist frei... Meine Hand, Gustav, nur meine Hand!... Aber so starre mich doch nicht so betroffen an, sondern nimm sie, denn schlimm genug, daß ich es dem Diplomaten selber sagen muß: Meine Hand ist noch frei, nicht mehr mein Herz, denn das ist Dein — seit langem!“

„Helene!“

C n d e .

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. II, Seite 66.

Weiß. Schwarz.
1) c 5 — d 6 + S b 7 oder c 7 — c 5
2) D e 2 — h 5 + L e 6 — f 5
3) D h 5 — f 5 +

Auflösung des Rebus Seite 66.

„Die Blumen der Gesellschaft sind die Damen.“

Auflösung des Logogrphyhs Seite 66.

„Falter — Alter.“

Buchstaben-Räthsel.

I	I	E	I
E	E	M	G
L	E	M	B
B	L	R	R

Ordnet man die Buchstaben anders, so ist die erste Reihe ein deutsches Eigenschaftswort, das jedem Ohr von besonderem Wohlklang ist, die zweite bezeichnet einen Nebenfluß der Reine, die dritte einen orientalischen Fürsten, die vierte eine in der Mark Brandenburg nicht vorkommende Bodenart.

Stelt man die Reihen von oben nach unten, so erhält man dieselben Wörter.

Notiz.

Da es uns heute an Raum für die Correspondenz gebricht, bitten wir die fälligen Antworten in der Folge zu erwarten. Turgeniew's Novellen sowie eine Romanze von Emanuel Geibel, illustrirt von Professor Camphausen, Gedichte von Friedrich Bodestedt, eine Erzählung von Wilhelm Fenjen, ferner Fräulein Bertha Chunn's Porträt und Biographie werden den nächsten belletristischen Nummern besonderen Reiz verleihen.

Notiz.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen. Da der Bazar vierteljährlich, wie bekannt, nur 12 Mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Die Expedition.